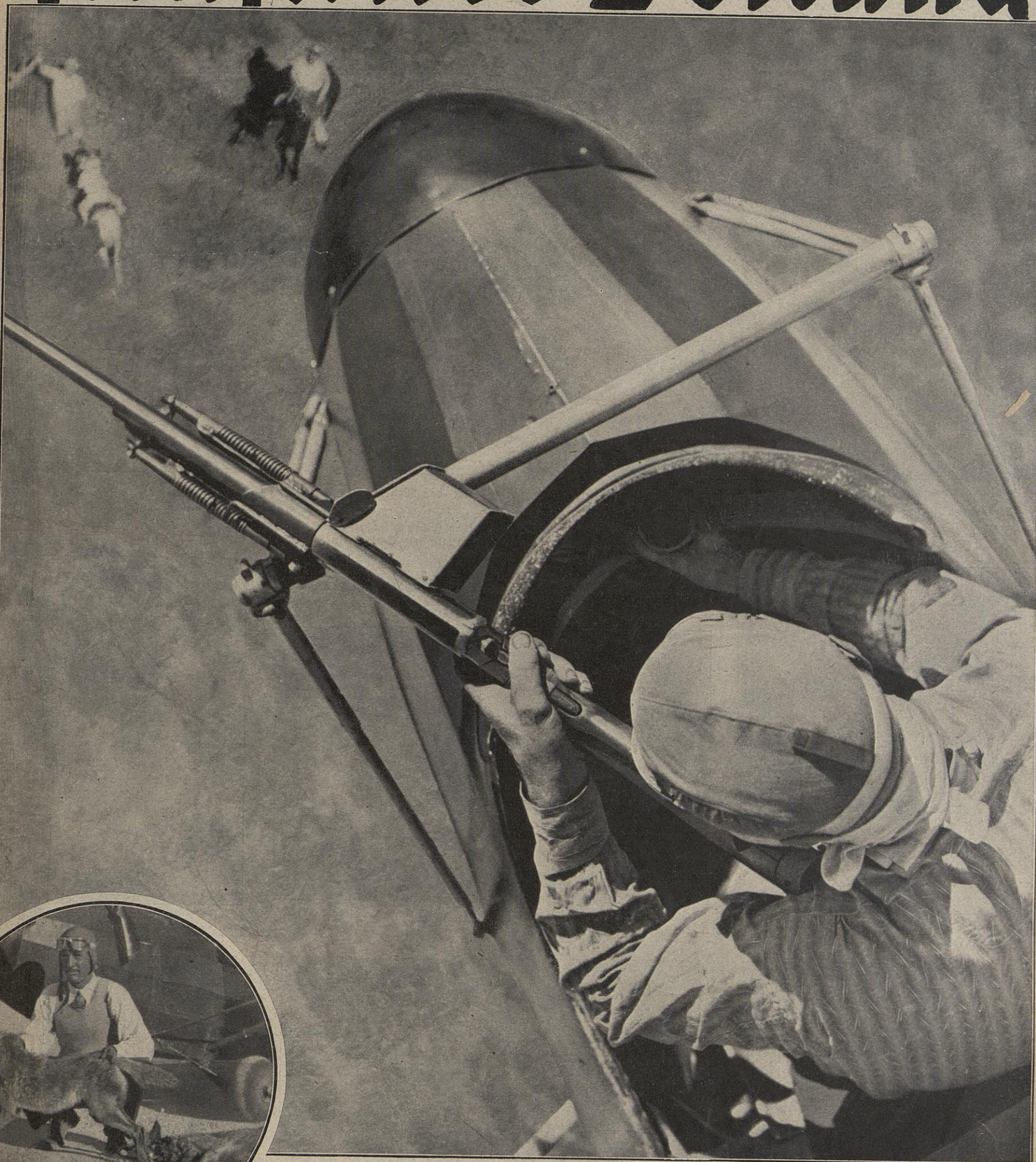


Illustrierte Zeitung



Ein seltsamer Beruf in USA.:

Borchert - Associated Press

Der fliegende Wolfs- und Adlerjäger.

In Texas lebt der Pilot Ray Baumgardner, der mit einer Maschinenbüchse von Bord seines Sporteindeckers Schädlinge des Jungviehs jagt — in Texas wurden 1936 fast sieben Millionen Stück Rindvieh gezücht. Baumgardner erhält für einen erlegten Wolf 125 Mark und für einen Adler 50 Mark von der Farmergenossenschaft.

FP 417



Der Führer faßte die Kräfte Deutschlands, die der Partei, der Wehrmacht und Wirtschaft, zusammen:

Der Reichskanzler Adolf Hitler übernahm den Oberbefehl über die gesamte Wehrmacht. Er ernannte den Oberbefehlshaber der Luftwaffe, Generaloberst Hermann Göring, zum Generalfeldmarschall. Die Zusammenfassung der politischen, militärischen und wirtschaftlichen Führung ist der sichtbarste Ausdruck für die gewaltige Stärkung aller nationalen Energien durch die nationalsozialistische Staatspolitik.

Die historische Tat des Führers vom 4. Februar



Zum Chef des Oberkommandos der Wehrmacht ernannt: General der Artillerie Keitel.



Oberbefehlshaber des Heeres:
Generaloberst v. Brauchitsch.



Oberbefehlshaber der Kriegsmarine:
Generaladmiral Dr. h. c. Raeder.



Der neu ernannte Reichsaußenminister v. Ribbentrop.



Der Geheime Kabinettsrat, zu dessen Präsidenten Reichsminister Freiherr von Neurath ernannt wurde und dem Generalfeldmarschall Göring, General Keitel, Generaloberst von Brauchitsch, Generaladmiral Dr. Raeder und Reichsaußenminister von Ribbentrop angehören:



Der Stellvertreter des Führers:
Reichsminister Rudolf Heß.

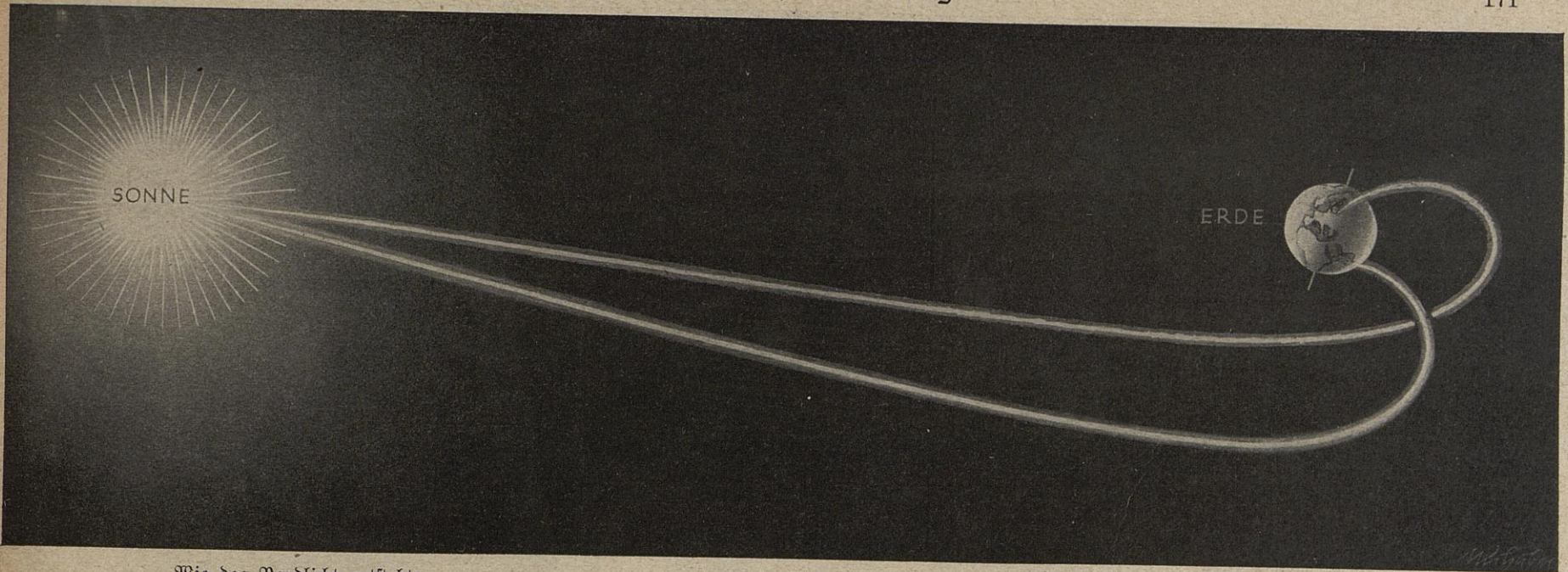


Reichsminister für Volksaufklärung
und Propaganda: Dr. Goebbels.



Reichsminister und Chef der
Reichskanzlei: Dr. Lammers.

Heinrich Hoffmann (4), Weltbild (4), Atlantic-Photo (1)

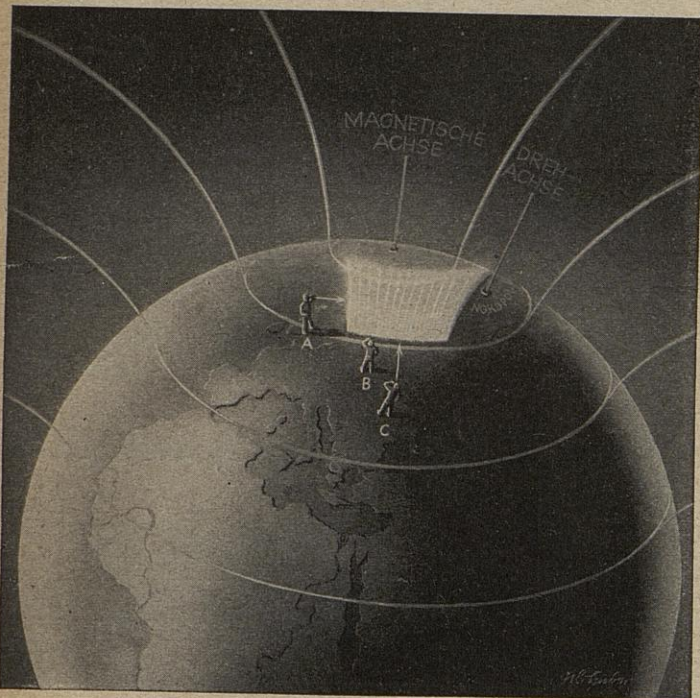


Wie das Nordlicht entsteht:

Nach der Theorie des bedeutenden Nordlichtforschers Professor Störmer, Oslo, gehen von der Sonne Elektrizitätsteilchen aus. Die in das Magnetfeld der Erde gelangenden Elektrizitätsteilchen werden eingefangen und den nördlichen und südlichen Polargebieten von der Nachtseite her der Erde zugeleitet. Tritt die Elektrizitäts-Strahlung in die Erdatmosphäre ein, so leuchtet die Atmosphäre in den Höhen von etwa 100 bis 1000 Kilometer Bodenabstand auf.

NORDLICHT

leuchtet über Deutschland



Das Nordlicht vom 25. Januar über Deutschland

entstand durch besonders rege Sonnensflecken-Tätigkeit. Durch sie wird die Elektrizitäts-Strahlung so stark, daß das Nordlicht bis zu mittleren Breiten, also auch in Deutschland, sichtbar werden kann. Die Elektrizitätsteilchen kommen in der Richtung der magnetischen Kraftlinien auf die Erde. Sie ordnen sich flächenhaft in bestimmter Orientierung zum magnetischen Pol an. Je nachdem, wie man zu dem Strahlenband steht, beobachtet man eine Draperie (A), eine Krone (B) oder einen Bogen (C).

Zeichnungen: Uli Huber (2)



Ein eindrucksvolles Bild von dem Nordlicht über Deutschland, aufgenommen bei Penzig in der Ober-Lausitz.

Das Bild zeigt die typische Strahlen-Struktur der durch die Atmosphäre hindurchschießenden Elektrizitätsteilchen. Der Beobachter stand wahrscheinlich einige hundert Kilometer seitwärts von der Einschußstelle der Elektrizität in die Atmosphäre. Hätte der Fotograf direkt unter der Einschußstelle gestanden, so hätte er die Krone beobachtet.

M. Theuner



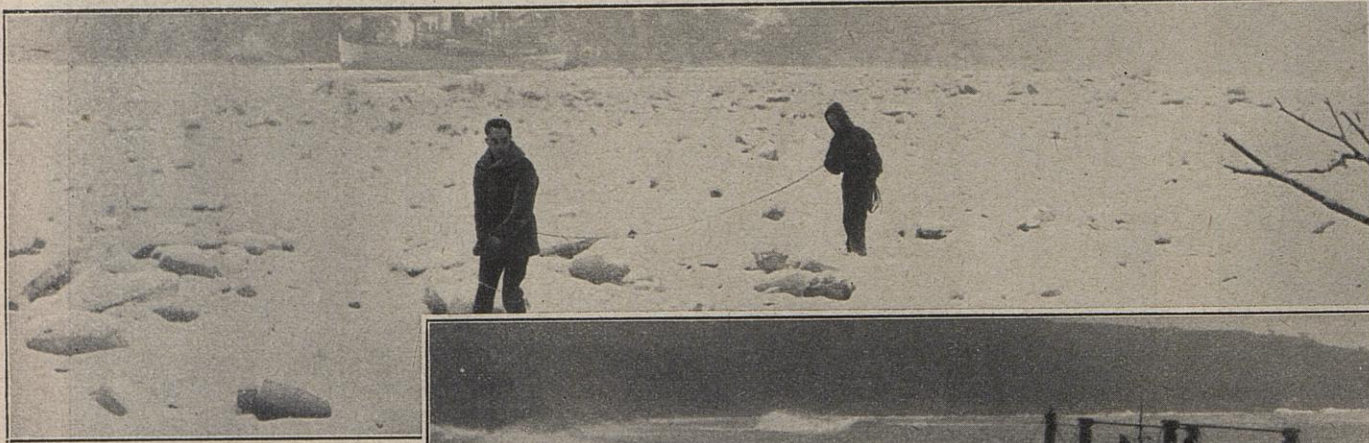


Kältekatastrophe in USA.: Eisschollen, Tausende von Zentnern schwer, werden wie Spielbälle über die Rämme der Niagarafälle gespült; sie rennen gegen die gewaltige Niagarabrücke an, die USA. und Kanada verbindet:

Associated Press (2)

Noch hält die Brücke, aber schon haben die anstürmenden Eismassen ihre stähler-
nen Verspannungen wie Streichhölzer geknickt (im Bilde unten rechts)! Eine
20 Meter hohe Eisbarriere weiter stromaufwärts schlägt die Brücke noch — und
bedroht sie zugleich.

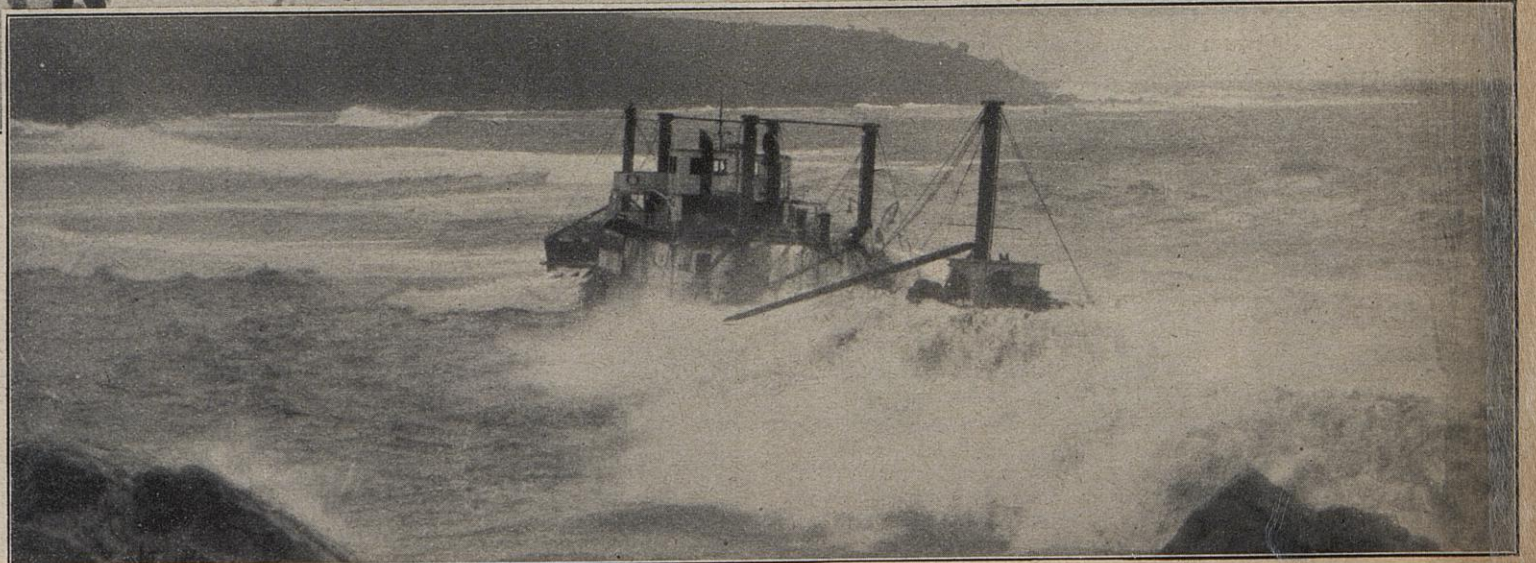
Eine ganze Nacht lang arbeiten 25 Ingenieure unaufhörlich unter beständiger Lebensgefahr, um die Brücke
zu retten. Dann aber löst sich die drohende Eisbarriere, die Ingenieure können sich gerade noch in Sicher-
heit bringen — und im nächsten Augenblick kracht die Riesenbrücke mit Donnergetöse in ihrer ganzen Länge
von 400 Meter zusammen.



Gletscherwanderung — auf dem Hudson.

Angeleilt wie zu einer Gletscherpartie
wagen sich die Matrosen der festgefrore-
nen Schiffe auf den erstarrten Strom
hinaus. Presse-Photo

Kälte in Amerika Orkan auf dem Atlantik



Zweimal Schiffbruch.

Ein Orkan warf den italienischen Dampfer
„Alba“ an der Küste von Cornwall
gegen die Klippen. Ein englisches Ret-
tungsboot nahm die Schiffbrüchigen auf
— und kenterte kurze Zeit darauf eben-
falls. Die eben noch Geretteten behielt
die See. Weltbild



Das große gesellschaftliche Ereignis des Berliner Ballwinters: Der Presseball.
Reichsminister Dr. Goebbels im Gespräch mit dem französischen Botschafter Francois-Poncet. Erich Engel

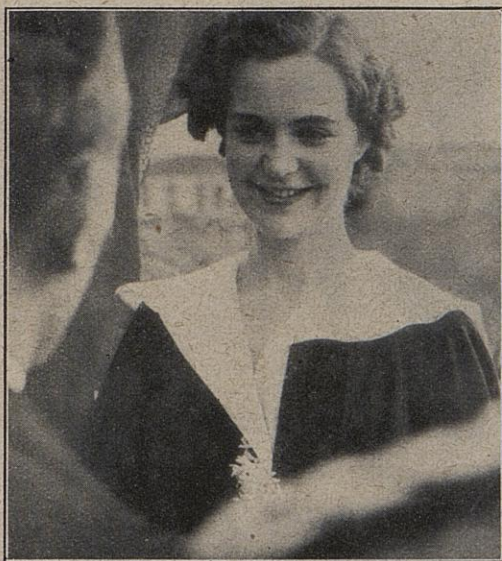


Künstler als Gäste der Berliner Presse:
Links Gise Ulrich, der Bariton der Berliner Staatsoper Willi Domgraf-Fassbaender, rechts Staatschauspieler Viktor de Kowa, Filmregisseur Richard Eichberg und seine Gattin Kitty Janßen. Hanns Hubmann



König Ahmed Zogu I., aus uraltem albanischem Geschlecht, 1924 Präsident der albanischen Republik, 1928 zum König der Albaner proklamiert, verlobte sich mit ...

Verlobung in Albanien



... Gräfin Geraldine Apponyi, einer der schönsten Damen der Budapester Gesellschaft. Am Tage der offiziellen Verlobung in Tirana, der Hauptstadt Albaniens, nahm sie die Glückwünsche der Würdenträger entgegen.



Königin Emma mit ihrer Tochter, der heute regierenden Herrscherin.



... Königin Wilhelmina mit ihrer Tochter, der Kronprinzessin Juliana.

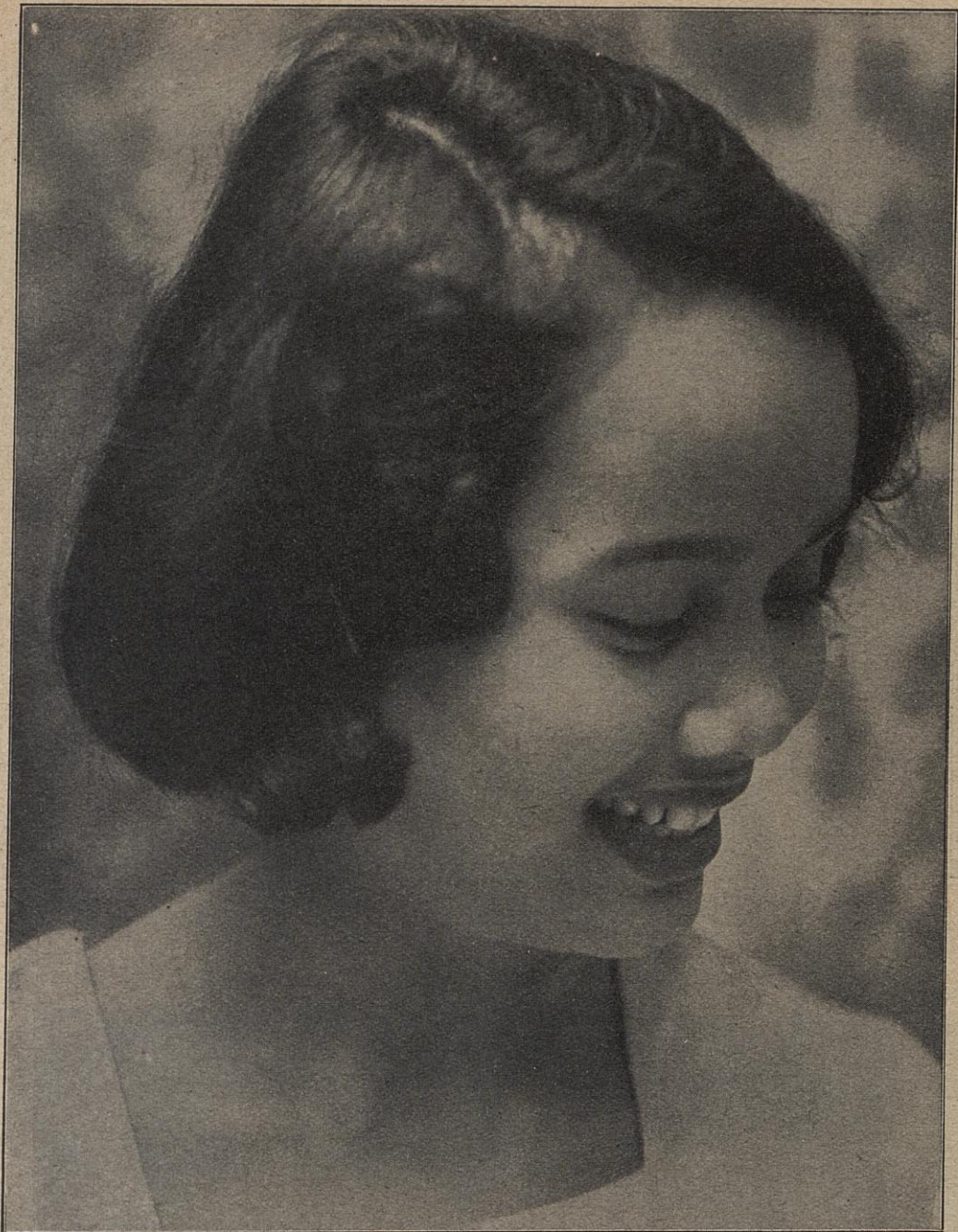
Salut in Holland



Wieder eine Thronfolgerin...
Die erste Aufnahme: Beatrix Wilhelmina Amgard, Prinzessin von Oranien-Nassau.

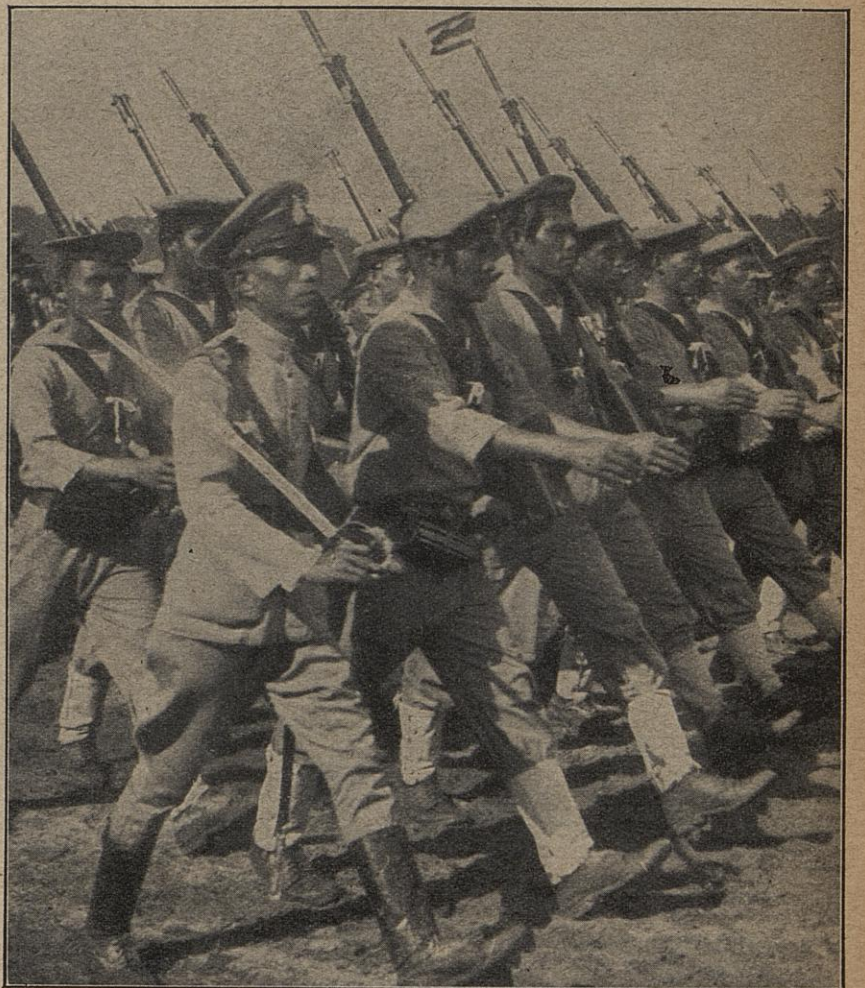


Die glückliche Mutter: Kronprinzessin Juliane der Niederlande.
d'Ora, Wien (Arthur Benda) (1), Associated Press (3), Kameke (1), Presse-Bild-Zentrale



Das Gesicht des jungen Siam.

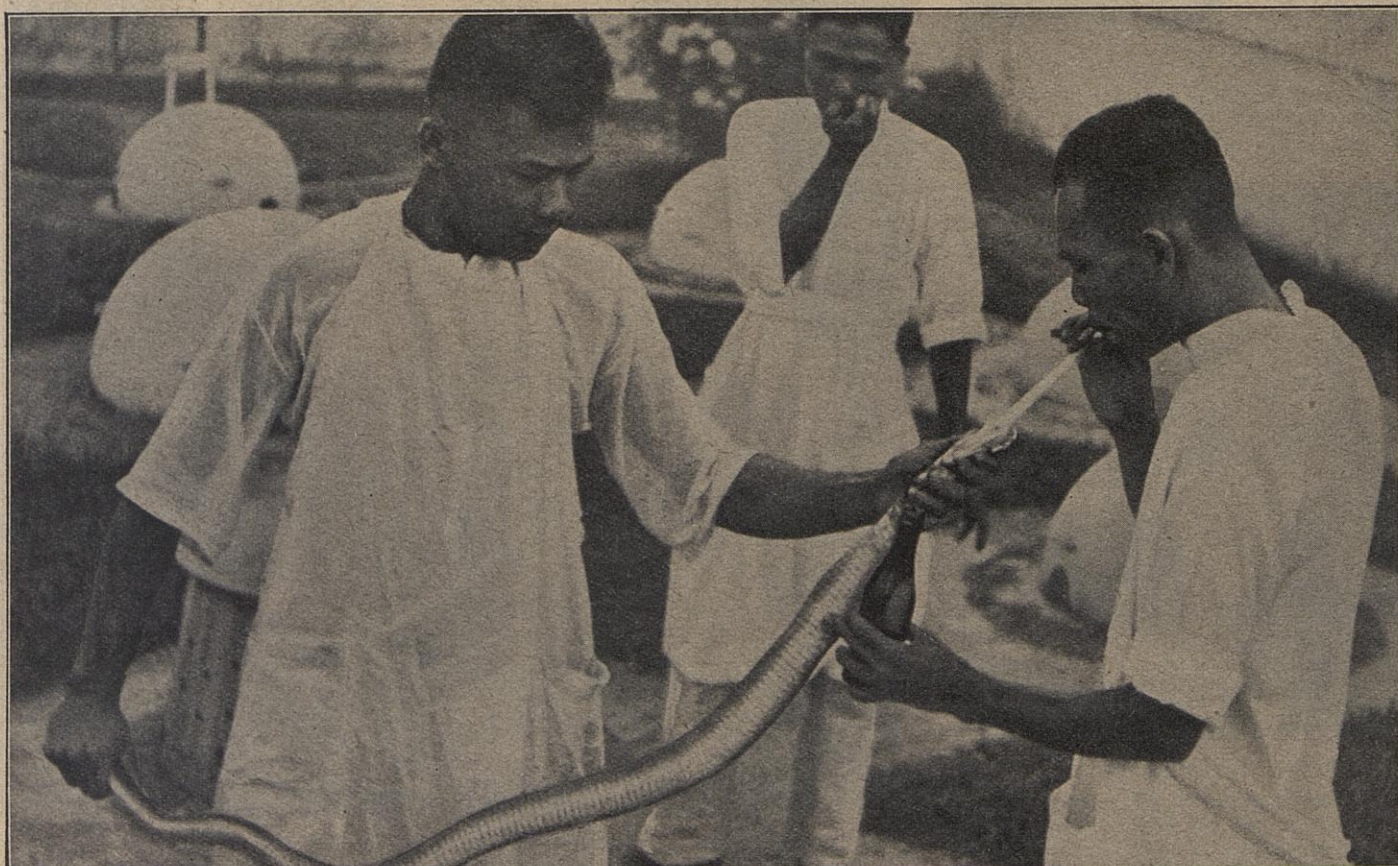
Die junge siamesische Studentin trägt europäische Kleidung, fährt Auto und treibt Sport. Wie Japan hat Siam die europäische Zivilisation übernommen — um sie in den Dienst seiner nationalen Selbstbehauptung zu stellen.



Auch militärisch eifert Siam dem Vorbild Japans nach. Marine-Infanterie beim Parademarsch.

Siam

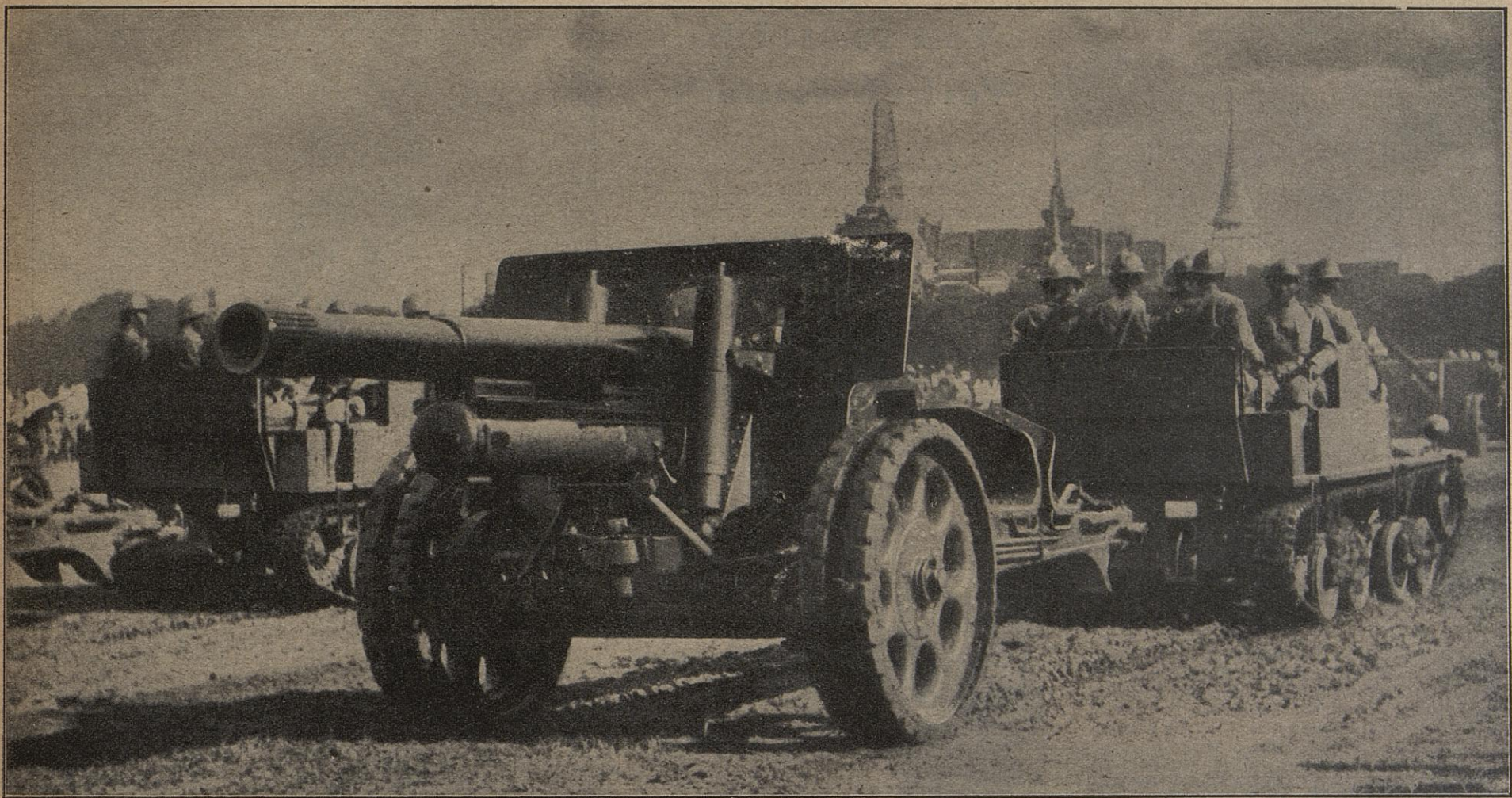
Japans „Kleiner Bruder“



Eingeclammert von Britisch-Indien und Französisch-Indochina liegt „das Land der weißen Elefanten“, das Königreich Siam: Ein Land von der Größe Deutschlands, aber nur mit 11½ Millionen Einwohnern. Es gehört zu den wenigen exotischen Ländern, die ihre Selbständigkeit nie verloren haben. Seine alte und hohe Kultur, von der prächtige Pagoden zeugen, hätte es freilich kaum vor dem Lose seiner Nachbarländer bewahrt. Aber es war Siams Glück, daß Frankreich und England einander diesen wertvollen Besitz nicht gönnten. Und als die beiden Großmächte die ersten Schritte zu einer Aufteilung des Landes taten, hatte Siam selbst bereits den Weg beschritten, der es zu eigener Stärke führen sollte.

Schulalongkorn hieß der König

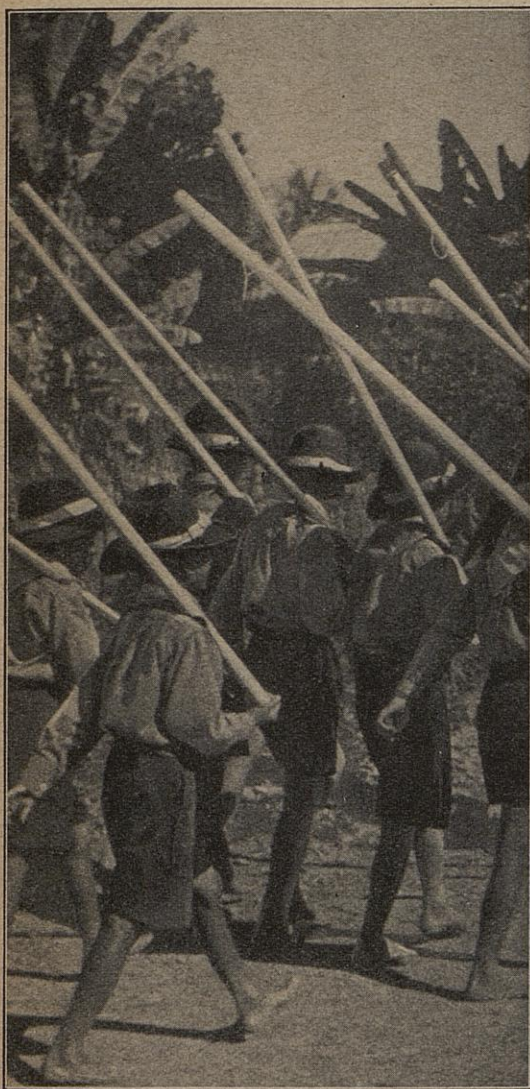
Modern in Technik und Wissenschaft. Siam leidet von alters her unter Giftschlangen. Heute braucht es im Kampf gegen diese Plage nicht mehr die Hilfe Europas: längst hat es ein eigenes Pasteur-Institut und eigene Ärzte.



Vor dem Hintergrunde der uralten Tempeltürme Bangkoks ...
Motorisierte Artillerie fährt zur Übung aus.

Die siamesische Armee hat zwar nur einen kleinen motorisierten Kern, aber diese Kerntuppe ist hervorragend ausgebildet und verfügt über die modernsten Waffen.

Sonderbericht von Dr. Hugo
Adolf Bernatzik für die
„Berliner Illustrierte Zeitung“



Siams Armee von morgen.

In Siam findet man auch in den entlegensten Dörfern Schulen. Daneben wird die körperliche und vormilitärische Ausbildung der Jugend mit größtem Eifer betrieben.

von Siam, der seinem Lande die europäische Zivilisation gab. Er regierte von 1868 bis 1910, und in dieser Zeit organisierte er den Staat nach europäischem Vorbild und gab ihm Schulen, Krankenhäuser, Eisenbahnen, eine Armee. Die gewaltige Umwälzung konnte nur gelingen, weil das siamesische Volk — ähnlich wie das japanische — eine natürliche Begabung für Organisation und Technik mitbrachte und einen Verneiner, der selbst mit den modernsten Erfindungen Europas Schritt hielt: Schon 1913 nahmen an den siamesischen Manövern Flugzeuge teil; und als Siam gezwungenermaßen auf der Seite der Alliierten am Weltkriege teilnahm, entsandte es ein — Fliegerkorps. Heute ist die siamesische Flugwaffe — wie die gesamte Armee — ein Faktor, mit dem man in der ostasiatischen Politik rechnen muß.

Bei alledem ist das große Vorbild Japan. Gleich dem „großen Bruder“ Japan hat Siam den Entschluß gefaßt, sich die Zivilisation und die Waffen des Westens zu eigen zu machen, ohne vom Westen abhängig zu werden. Aber Siam weiß auch, daß es im Schnittpunkt vieler welt-politischer Kraftlinien liegt, und sucht sein Heil nicht im Anschluß an eine bestimmte Macht oder Mächtegruppe. Der Sinn seiner Rüstung ist — so hat der siamesische Außenminister wiederholt erklärt — ausschließlich die Erhaltung seiner nationalen Unabhängigkeit und die Sicherung einer friedlichen und neutralen Politik, die keinen Staat vor dem anderen bevorzugt.



„Siam den Siamesen!“

steht auf diesem Plakat, das für die Aufrüstung des Landes wirbt. Die Zeit, da Siam das Schicksal einer Kolonie drohte, ist endgültig vorüber.



10—11 Uhr: Verkehrsstunde.

In hübschen Miniatur-Autos und unterem „Bobby“-Helm spielen die ABC-Schüler englischer Schulen alle Regeln des modernen Verkehrs durch. Mit entzückendem Kinderernst und voll hingebender Begeisterung erfüllt zum Beispiel Freddy seine Pflicht als Verkehrs-schutzmännchen.



Vom Tatort zum Rada!

Ein ABC-Schüler ist mit seinem Miniatur-Auto zu schnell durch den — Schulhof gerast. Der „Bobby“ schreibt ihn auf, und gleich darauf wird gegen den Missetäter vor dem Schulgerichtshof ernsthaft nach dem (richtigen) Gesetzbuch verhandelt.



Solche Spiele vergessen Kinder nicht:

Klein-Bobby regelt den Verkehr an einem Straßenübergang für Fußgänger. Die eigenartig gestreifte Maske im Hintergrund stellt einen der Pfeiler dar, wie sie in London Uebergangsstellen für Fußgänger bezeichnen. Weltbild (4)

Von 10—11 Uhr: Verkehrsstunde

In England, wo der Verkehr jährlich 6500 Todesopfer und fast eine Viertel Million Verletzte fordert, haben viele Schulen eine richtige Verkehrs-Unterrichtsstunde angelegt, deren beinahe drastische Lehrmethoden zu einem automatisch richtigen Benehmen im Großstadtverkehr erziehen sollen.

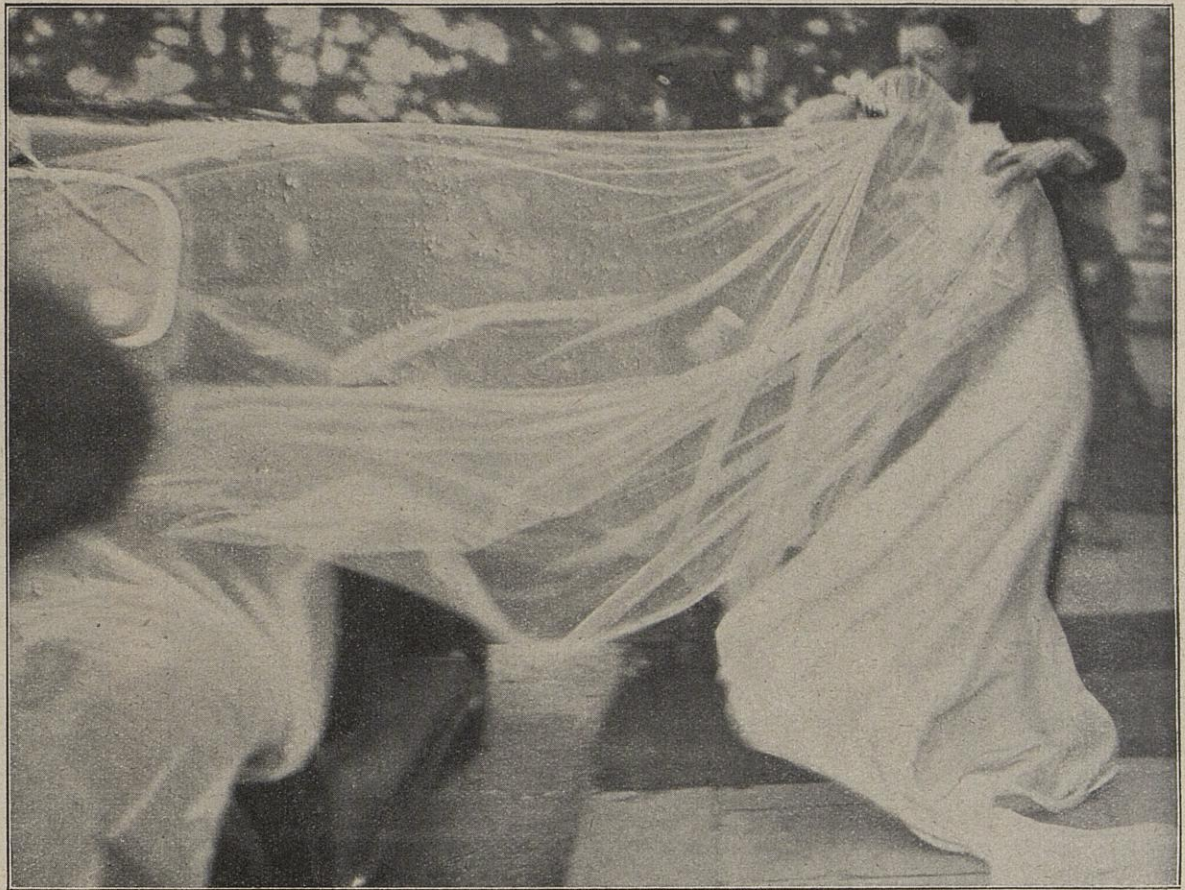
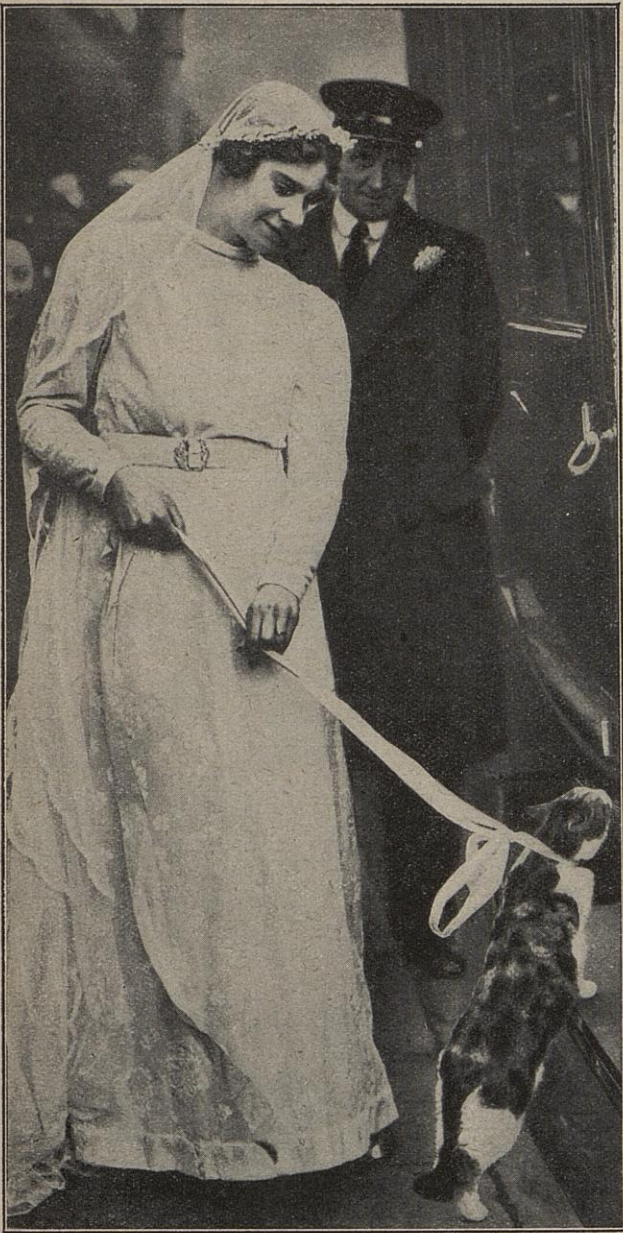


Skifahren — einfacher und schneller

„Stemmen“ und wechselnde Belastung der Bretter bedeuten Kraft- und Zeitverlust. Der moderne Skifahrer schwingt mit „Vorlage“. Die gleichmäßig belasteten Skier werden engspurig flach auf den Boden gesetzt, der in Steilvorlage vorgeworfene Körper vollzieht um die eigene Achse die Drehung...



... und reißt automatisch die Bretter, die ungelantet dem Körperschwung gleitend folgen, in die neue Richtung. Rennfahrer von Weltklasse kennen seit langem dieses „Geheimnis“ des natürlichsten Skifahrens, das wohl bald auch die Unterrichtsmethoden entscheidend beeinflussen wird. Lochar Rübel (2)



Mit vollen Segeln in die Ehe!
Allzu pompöse Schleier können un-
bequem werden, wenn die Hochzeit
bei Windstärke 8 stattfindet...

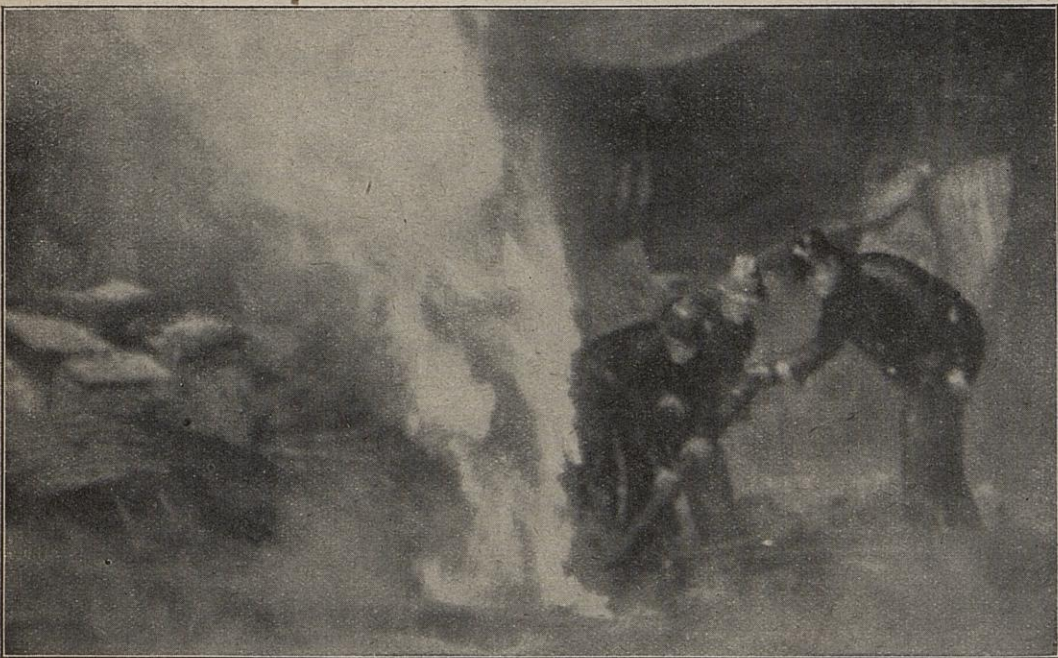
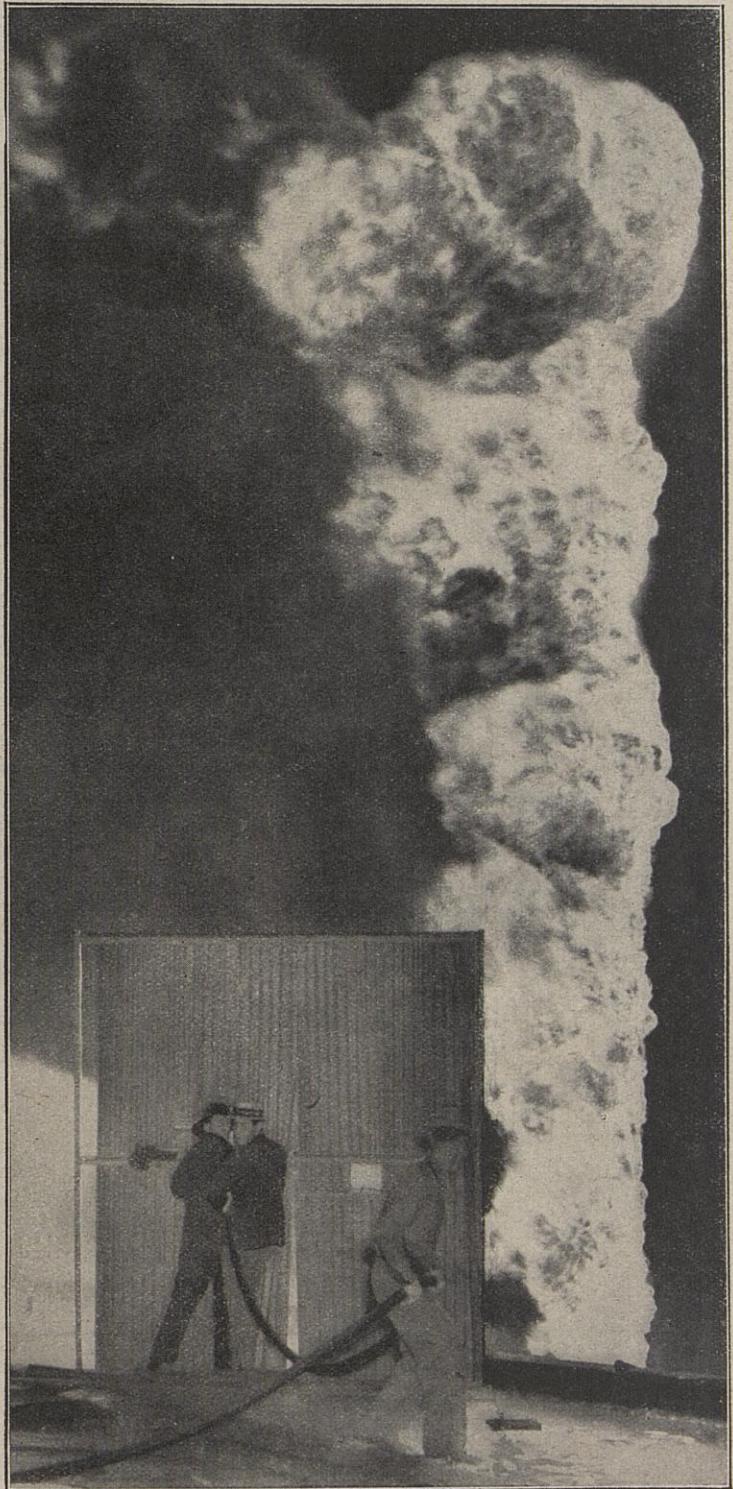
Presse-Photo

Mit der Kaze zur Trauung.
Diese seltsame Szene spielte
sich kürzlich bei einer Hochzeit
in England ab. Die Braut
konnte sich auch vor dem
Altar nicht von ihrer Lieb-
lingskaze trennen. Festlich
geschmückt, feierte das Tier
die Hochzeit seiner Herrin mit.

Atlantic

Das „Brautkleid der
Zukunft“.

Unter diesem Namen wollte
eine besonders tüchtige ameri-
kanische Firma ihre „Strom-
linienwäsche“ starten. Aber
das in solchen Dingen durch-
aus romantisch empfindende
Amerika lehnte die allzu
durchsichtige Spekulation ener-
gisch ab. Weltbild



Sprung auf! — gegen das brennende Delfeld!

Associated Press

In den Delfeldern von Texas, wo die Bohrtürme häufig mitten in den Städten stehen, bedeuten brennende Delquellen eine furchtbare Gefahr. Die Notwendigkeit einer raschen Bekämpfung und die damit verbundene Lebensgefahr zwingt die Feuerwehren zu außerordentlichen Maßnahmen. Eine Delquelle in Kilgore, die kürzlich in 50 Meter hoher Stachflamme in Brand geriet, wurde mit artilleristischen Methoden gelöscht. Unter dem Schutze von Wasserstrahlen, Abbestanzügen und Schutzschilden gelang es, nahe genug an den Feuerherd heranzukommen, um ihn mit Bomben zu ersticken. Oben: die Feuerwehr räumt auf. Rechts: freiwillige Helfer an der Feuerspritze, die nicht löschen, sondern der vordringenden Mannschaft Kühlung bringen soll.

Schrecken der Tiefe!



Abstieg in die berühmten Jagdgründe der amerikanischen Meeresforscher: Die Gewässer der Bahama-Inseln.

Erkundungsgänge auf dem Meeresboden.

Der Taucher hat die Spezial-Schleusenkammer des Forschungsschiffes verlassen. Eine Leiter außerhalb der Kammer führt in die Tiefe. Der Taucher trägt einen leichten Gummianzug mit Helm, er atmet mit Hilfe von Sauerstoffpatronen. Luft- und Telefonschläuche fehlen. Dadurch ist der Taucher beweglicher, allerdings ist aber auch die Tauchzeit für ihn verkürzt. Meist gehen Taucher, die diesen leichten Anzug tragen, zu zweit, um sich gegenseitig helfen zu können.



Begegnung auf dem Meeresboden:

Das Skelett eines Seemannes in seinem feuchten Grab, den die Taucher beim Durchsuchen eines Wrackfeldes fanden.



Hilfe im letzten Augenblick: Im Treibsand versunken ...

Der Kamerad hat vom Schiff eine eiserne Kette geholt. Mit den seltsamen schwerelosen Schritten des Tauchers gleitet er heran und umkreist die gefährliche Stelle.

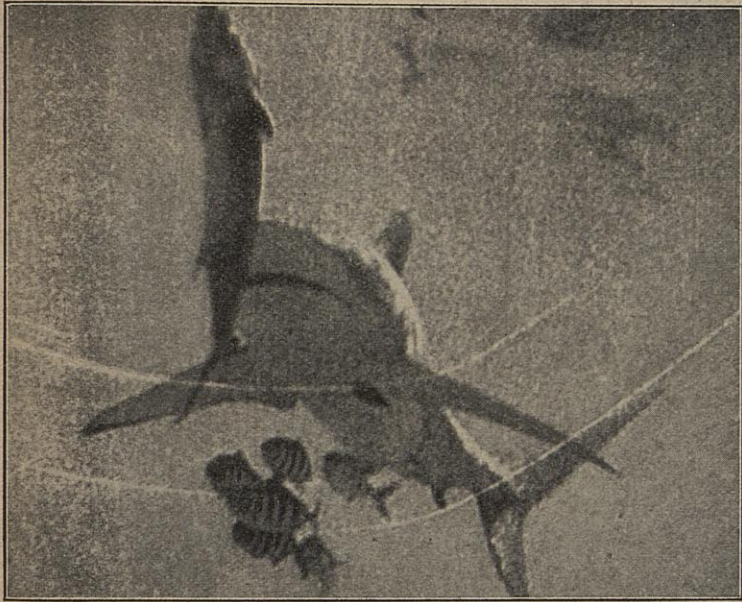


Die Kette hat sich um den Körper des Versunkenen geschlungen, der sie erfasst und sich auf festen Boden ziehen läßt.

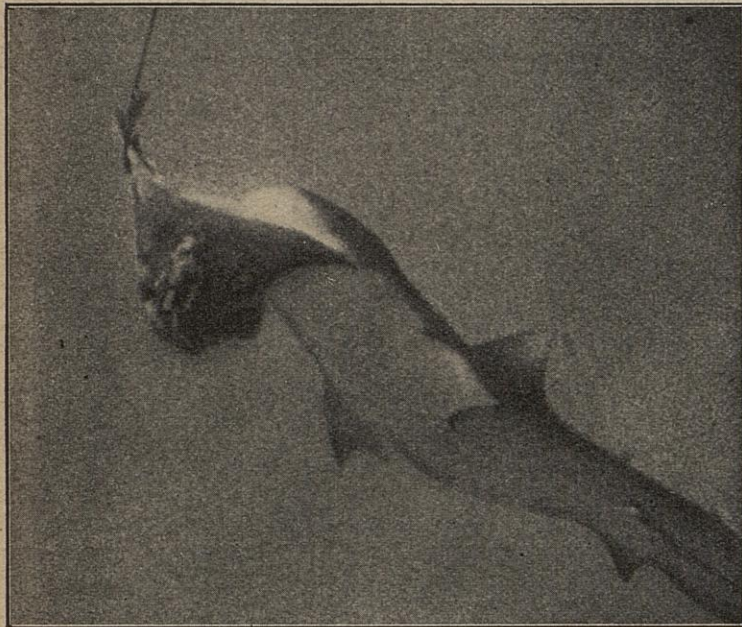


Im Treibsand versunken

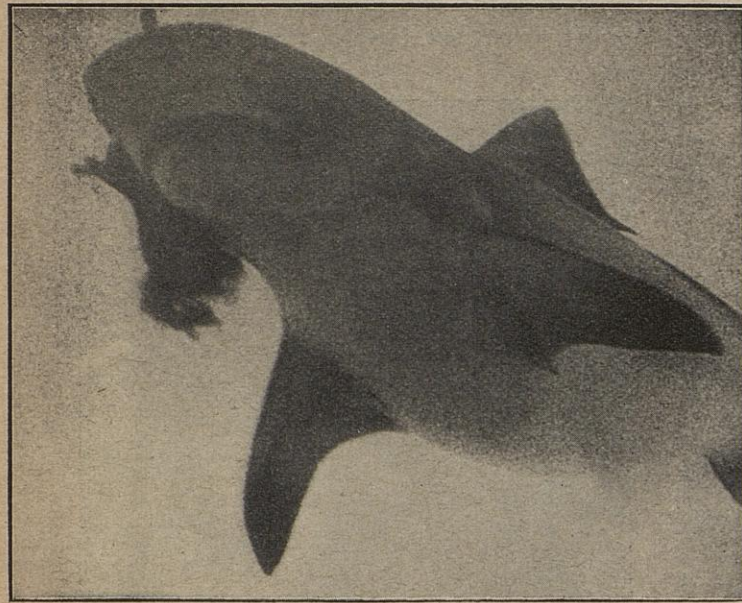
Der Sauerstoff-Vorrat war fast zu Ende: der Erschöpfte wird von zwei Kameraden zum Schiff geleitet. — Schon der kleinste Unfall (wie z. B. Stolpern) kann zur Katastrophe führen, da jede zusätzliche Muskelarbeit die Körperkräfte unter Wasser rapide verbraucht.



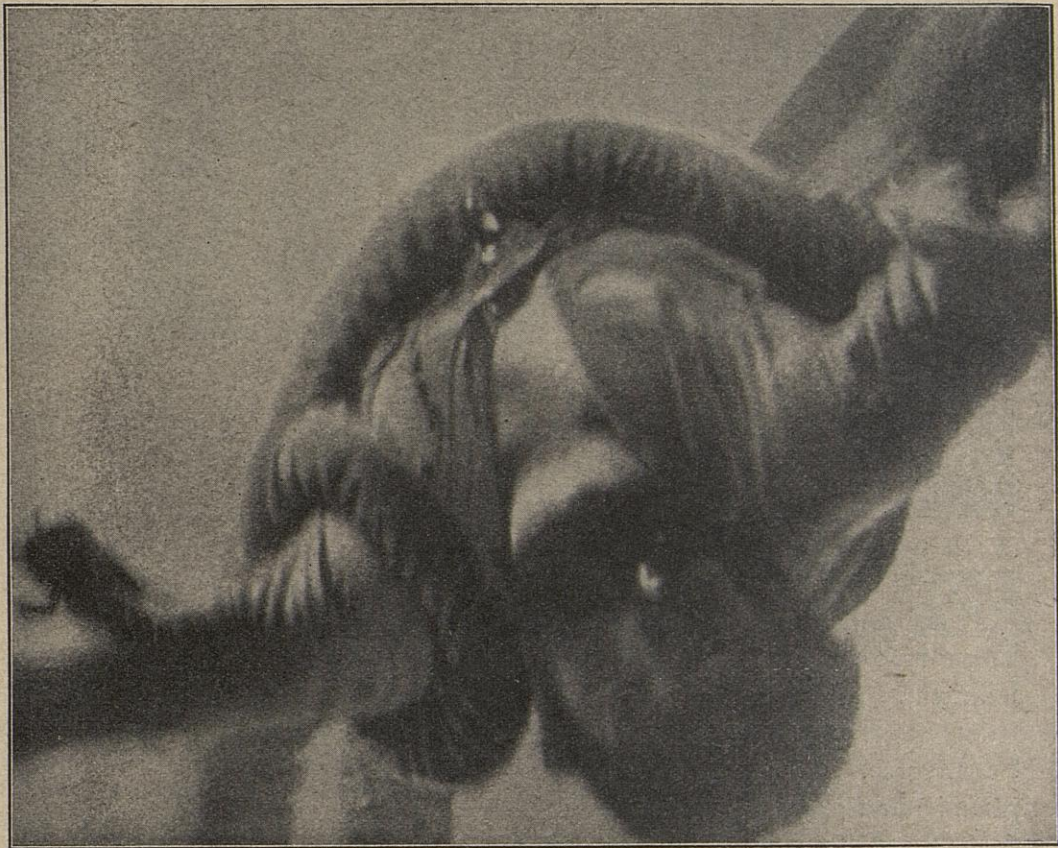
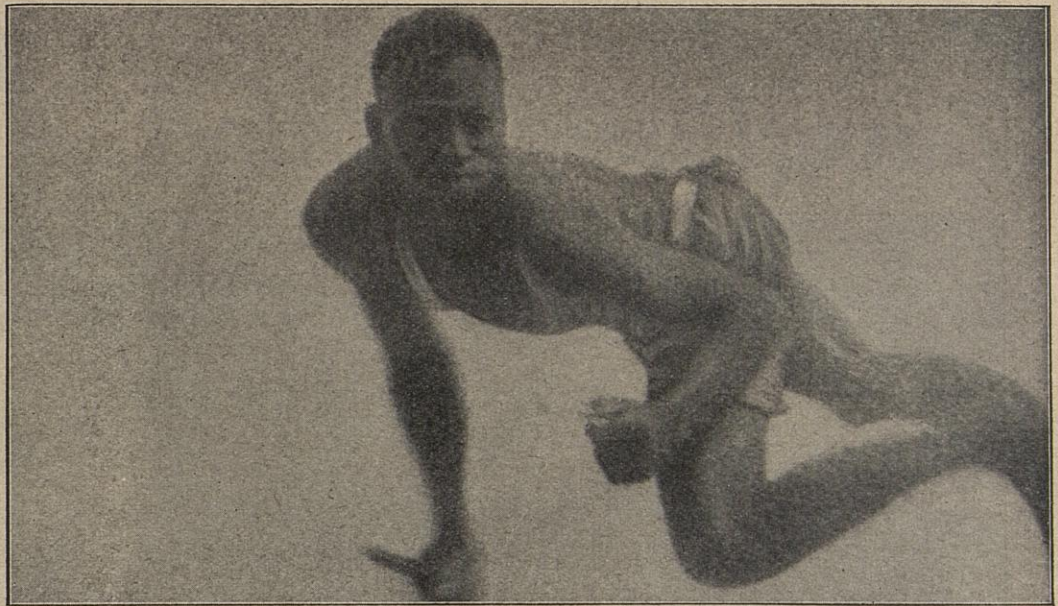
Ein Hai taucht auf ...
gefolgt von Trabanten, die jede seiner Bewegungen mitmachen
und unter dem Schutze des Riesen an den Beutezügen teilnehmen.



Die Gefahr für den Taucher wird gebannt ... durch einen Köder.
Der Hai hat den blutigen Köder blitzschnell gewittert und
nimmt ihn an. Er beginnt, Stücke aus dem Köder zu reißen.



**Hai
in
Sicht**
Der letzte gierige Biß!
Der starke Angelhaken hat gut ge-
faßt, er sikt seitlich im Kiefer und
kann von den Zähnen nicht durch-
bissen werden. Die Nähe großer Tiere
stört naturgemäß die Arbeit der
Taucher im tropischen Gewässer sehr
empfindlich. Zur Abwehr kleinerer
Tiere, wie zum Beispiel der äußerst
giftigen Muränen, genügt ein Speer.



**Der
Kampf
mit dem
Kraken**

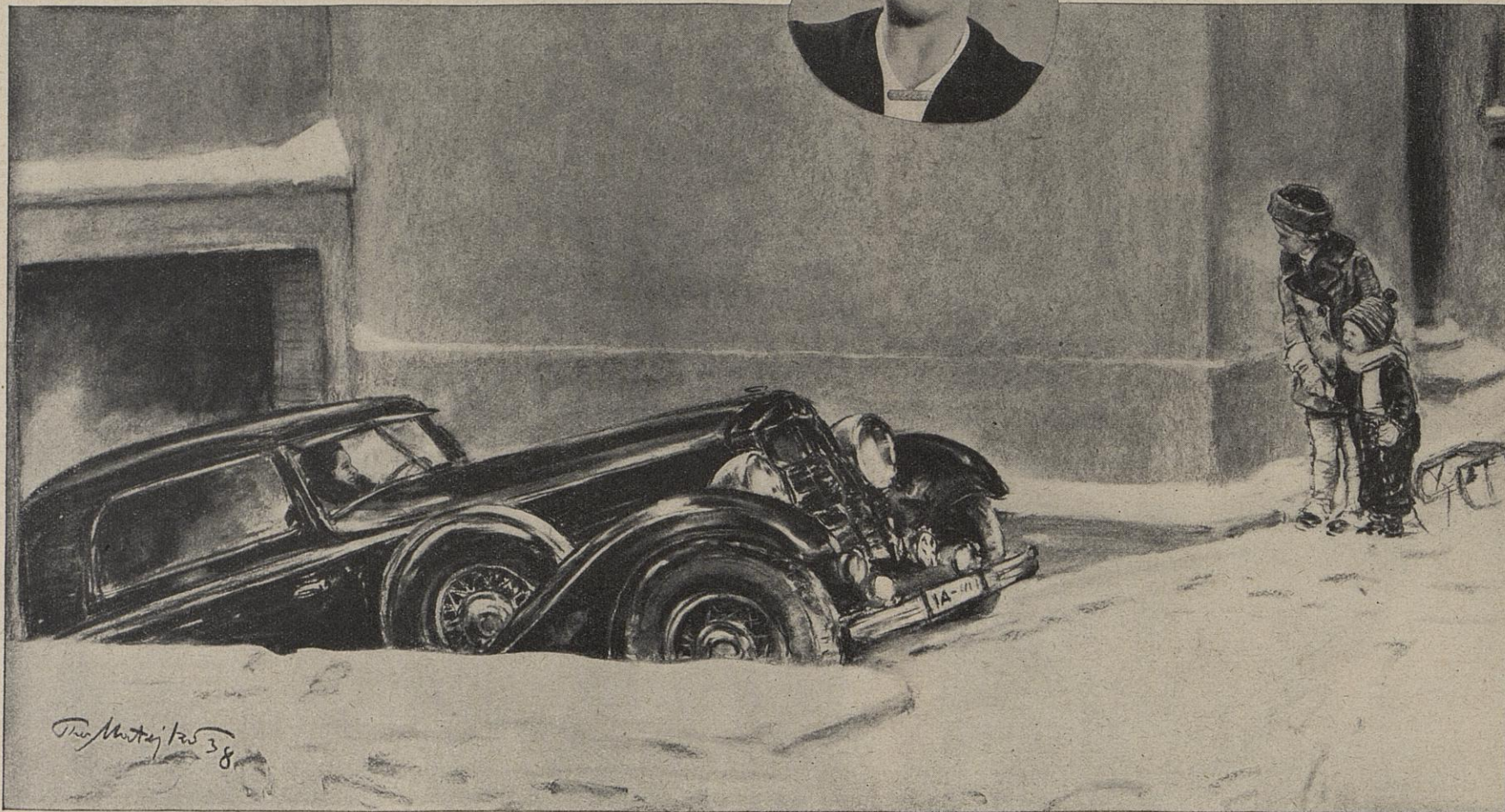
Ein Nacht-Taucher.
Mit dem Messer soll er seltene Pflanzen vom
Grunde schneiden, da wird er von einem Kraken
angefallen: Aus dem Versteck heraus schnell das
Tier seine meterlangen Arme, umschlingt blitz-
schnell den Taucher und versucht, ihn in seine
Höhle (in einem Wrack) zu zerren. Der Schwimmer
stemmt sich gegen die Bordwand des Wracks.
Nach schwerem Kampf gelingt es ihm, sich mit dem
Messer aus der tödlichen Umarmung zu befreien.

Fotografia (11)

„Die Hauptsache:

Zuverlässigkeit und

Sicherheit!“



Wenn einem Mann der Wagen mal mitten auf einer Kreuzung stehenbleibt oder der Wagen nicht anspringen will, fällt das gar nicht weiter auf. Passiert aber einer Frau so was, dann bleiben sofort die Leute stehen und machen ihre Bemerkungen.

Wenn ich Aral fahre, gibt's für meinen Motor kein Stottern und Verschlucken. Morgens springt der Motor leicht an. Die steile Ausfahrt aus meiner Garage macht nicht die geringsten Schwierigkeiten. Selbst wenn im Winter der Motor kalt ist, zieht der Wagen mit Aral sofort glatt durch. Wie gesagt, mir ist die Hauptsache Zuverlässigkeit und Sicherheit. Und darum fahre ich Aral.“

(Frau Maurer, Berlin-Schöneberg, Bogener Str. 8)

„... und außerdem:

Frau Maurer spart Betriebsstoff!“

sagt der Chef-Ingenieur des B.V., Dipl.-Ing. Waldmann. „Schon die Tatsache, daß der Motor bereits lange vor Erreichung seiner eigentlichen Betriebstemperatur durchzieht und nicht erst nutzlos im Leerlauf warmlaufen muß, bedeutet sparen. Noch wichtiger: Bei B.V.-Aral schlagen sich keine unvergasteten Kraftstoffteilchen flüssig an den Zylinderwänden nieder. Es gibt also keine Verschlechterung des an sich bei kalter Maschine schon spärlichen Ölfilms und erst recht keine Verdünnung des Schmieröls durch Herabtropfen flüssigen Kraftstoffs in das Kurbelgehäuse.“

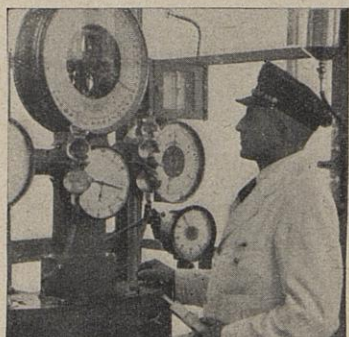
Die Erklärung für diese Eigenschaft liegt darin, daß B.V.-Aral infolge seines hohen Benzolgehaltes besonders leicht vergast. Damit ist gleichzeitig erklärt, warum beim Fahren mit B.V.-Aral in allen kritischen Augenblicken stets ein

zündwilliges Kraftstoff-Luft-Gemisch zur Verfügung steht. Der zweite Grund, warum B.V.-Aral so sparsam ist, liegt in seinem großen Kalorienreichtum. (Benzol ist der kalorienreichste Kraftstoff überhaupt!) Je mehr Kalorien im Liter, desto mehr Energie, d. h., praktisch gesprochen, desto mehr Kilometer. B.V.-Aral ist also aus doppeltem Grunde wirtschaftlich! Der größere Energiegehalt bedeutet mehr — und zwar wesentlich mehr — Kilometer im Liter. Die leichte Vergasbarkeit, verbunden mit der hohen Klopf-festigkeit, macht es „leicht verdaulich“. Der Motor arbeitet müheloser und kraftvoller. Hierin liegt die Erklärung, warum B.V.-Aral mehr leistet und zugleich trotz seines Mehrpreises in allen Motoren unbedingt wirtschaftlich arbeitet.“

Einer der beim Technischen B.V.-Dienst eingestellten Wagen auf dem Prüfstand



Der Wagen IA 104064 auf der „rollenden“ Landstraße, einem der zahlreichen B.V.-Prüfstände. (Der Benzol-Verband, Bochum, teilt Ihnen gern die günstigste Einstellmöglichkeit für Sie mit).



Die Meßinstrumente ermöglichen eine genaue Kontrolle der Auswirkung von Zündzeitpunkt- und Vergaser-Einstellung. Ihre richtige Wahl schafft Bestwerte für Leistung und Verbrauch.



Die erreichte Leistungssteigerung wirkt sich in einer bedeutenden Erhöhung der Beschleunigung — und damit verbunden — in einer wesentlichen Besserung der Schaltverhältnisse aus.



**Besser fahren —
und sparen!**

● Fordern Sie bitte kostenlos die Broschüre „Besser fahren und sparen“ vom Benzol-Verband, Bochum, Abt. A/1

Hinter dieser reinen Stirn

ROMAN VON FRED ANDREAS

Copyright 1938 by Deutscher Verlag, Berlin

Die letzte Fortsetzung schloß:

Silvio Barra stand, obwohl gerade seine Spaghetti gebracht wurden, vom Tisch auf und ging zum Kassenpult. „Hat vielleicht gestern oder heute jemand nach mir gefragt?“, sprach er leise gegen den kolossalen rotseidenen Busen der Frau Becci. „Eine Dame vielleicht? Eine Ausländerin?“

Signora Becci schüttelte den Kopf. „Niemand, Signore, ... kein Mensch.“

„Wenn jemand fragen sollte ... Sie kennen mich gar nicht, Signora ... Sie haben meinen Namen nie gehört.“

„Wie Sie wünschen, Signor Barra.“

Erregt, mit zusammengebißenen Zähnen, ging Barra zum Tisch zurück. Er spürte ein lebhaftes Verlangen, Dr. Martini zu backpfeifen, obwohl der sonst ein netter Mensch war und ihn heute noch einen Zahn plombieren sollte. Aber er setzte sich still hin und starrte auf seinen leeren Teller.

Er wußte nicht, wie lange er das noch ertragen würde, diesen ungeheuerlichen Groll, diesen fressenden Gram, diese tiefe, nie und durch nichts auszulöschende Enttäuschung. Die Katastrophe in Berlin hatte ihn getroffen, wie wenn ihn jemand mit einem Brett vor den Kopf geschlagen hätte. Er kannte sich und seine schlimme Eifersucht genau, und er wußte, was seine mißtrauischen, argwöhnischen Phantasien wert waren. Ganz genau wußte er, wie albern seine Wut auf den Klavierstimmer, den Friseur und den Arzt war. Niemals, und wenn er es tausendmal anders gesagt hatte, wäre er ernsthaft auf den Gedanken gekommen, daß Irene ihn betrüge. Und da stürzte ein Herr Pranzel aus ihrem Fenster, und überall war man der Meinung, daß sie sein Verhältnis gewesen sei. Es hatte auf ihn, Silvio, gewirkt, als hätte ihm jemand die ganze leuchtende Welt zertreten.

Er wußte es nicht genau, aber er glaubte beinahe, es hätte ihn weniger geschmerzt, wenn Irene ihm untreu gewesen wäre, weil sie jenen Pranzel geliebt hätte. Daß der Mann ihr gar nichts bedeutete hatte, daß sie um bloßer Vorteile willen ihm gehört hatte, das war wohl das Furchtbarste. Silvio empfand es als kraß, kalt, unmenschlich. Eine abirrende Liebe war zu verzeihen, man konnte — wenn auch nicht leicht — darüber hinwegkommen. Aber dies! Diese Verhöhnung der Gefühle, bloß weil der andere Geld hatte und er, Silvio, keins ... das war nicht zu ertragen, es war, selbst heute, beinahe nicht zu glauben. Es paßte so gar nicht zu Irene, wie er sie kannte.

Und doch war es geschehen. Man hatte sich damit abzufinden.

Aber zu vergessen, zu verwinden war es nicht. Silvio fühlte das ganz klar: bis an sein Lebensende würde er die schmachvolle Erinnerung an eine große und tiefe Liebe nicht loswerden. Der Zorn, den er heute gegen Irene empfand, würde kein Ende nehmen; der Haß, den ihr Verrat gezeitigt hatte, nie auslöschen — was immer darunter brennen und glimmen mochte: die ganze Süßigkeit des Sehns und die tausend Erinnerungen an alle Zärtlichkeiten und an den Klang ihrer Stimme und an die blauen klaren Augen. Das konnte nur glimmen. Darüber loderten Haß, Zorn und Verzweiflung und die eigene Scham, so kalt, so niederträchtig verraten worden zu sein.

Er war aus Berlin geflohen, Hals über Kopf, weil er nicht mehr atmen konnte in der Stadt, wo ihn alles an Irene erinnern mußte. Keine Rücksicht auf Studium und Beruf, auf Freunde und Bekannte hatte ihn abhalten können. Berlin war für ihn vergiftet, wie die ganze Welt für ihn vergiftet war. Auch in Mailand, bei den Eltern, hielt es ihn nicht. Den ersten besten Zufall nahm er wahr und kam nach Neapel, das wenigstens noch ein Stück weiter weg von Berlin war als Mailand — aber eben noch nicht weit genug. Erst Massaua hätte ihm genügt.

„Wollen Sie gar nicht essen, Barra?“ fragte Dr. Martini und stieß ihn sanft am Arm an.

Silvio blickte zerstreut auf, dann lud er sich den Teller voll Spaghetti und aß sie mit der ganzen Grazie und der Geschicklichkeit des Italiens. Aber er hatte keinen Geschmack auf der Zunge, wußte vielleicht nicht einmal, was er da aß.

XXIV.

Madame Chénier, die Direktorin des kleinen wandernden Varietés, das von dem Zirkus Spedini übriggeblieben war, probte mit ihren „tanzenden wilden Hunden“. Es waren vier gefleckte deutsche Doggen, riesige Tiere mit grausigem Gebiß, und Madame Chénier hatte sie ausdrücklich auf Knurren, Fauchen und Wellen dressiert, weil es ein Teil ihrer Wirkung war, wild und furchterregend zu sein und dabei doch gehorsam und grazios zu tanzen. Der „Tanz“ der Hunde erinnerte Madame Chénier an die Hohe Schule der Pferde und an verschwundene Herrlichkeit. Zu einer Musik trabten sie im Takt durch den öden Saal des Etablissements Coliseo, dann und wann auf der Stelle tretend und mit einem ausgestreckten Vorderlauf

den Boden tupfend und den Kopf wiegend, was, wenn es im Takt geschah, wirklich wie eine Art Tanz wirkte.

Aber die Hunde vertrugen keine Blechmusik. Sie waren bei den Tönen des Klaviers dressiert und weigerten sich, zu den Klängen anderer Instrumente zu tanzen. Auf Streichinstrumente reagierten sie überhaupt nicht, und Blech machte sie scheu. So war Madame Chénier genötigt gewesen, jemanden zu engagieren, der es wagte, vor den Hunden Klavier zu spielen. Die drei Musikanten, die die Kapelle des Varietés bildeten, wagten es nicht. Sie waren für kein Geld zu bewegen, den fauchenden Bestien zum Tanz aufzuspielen. Aber es hatte sich immer jemand gefunden. Im vorigen Monat war es eine ältere Schweizerin gewesen, die dann wegen eines kleinen Unfalls, über den man nicht gern sprach, in Mailand zurückgelassen werden mußte — und jetzt war es Irene Keller von der Staatlichen Hochschule für Musik in Berlin, Schülerin des weltbekannten Beethoven-Interpreten Professors Felix Witte. Die Doggen hatten keine Ursache, sich in musikalischer Hinsicht vernachlässigt zu fühlen.

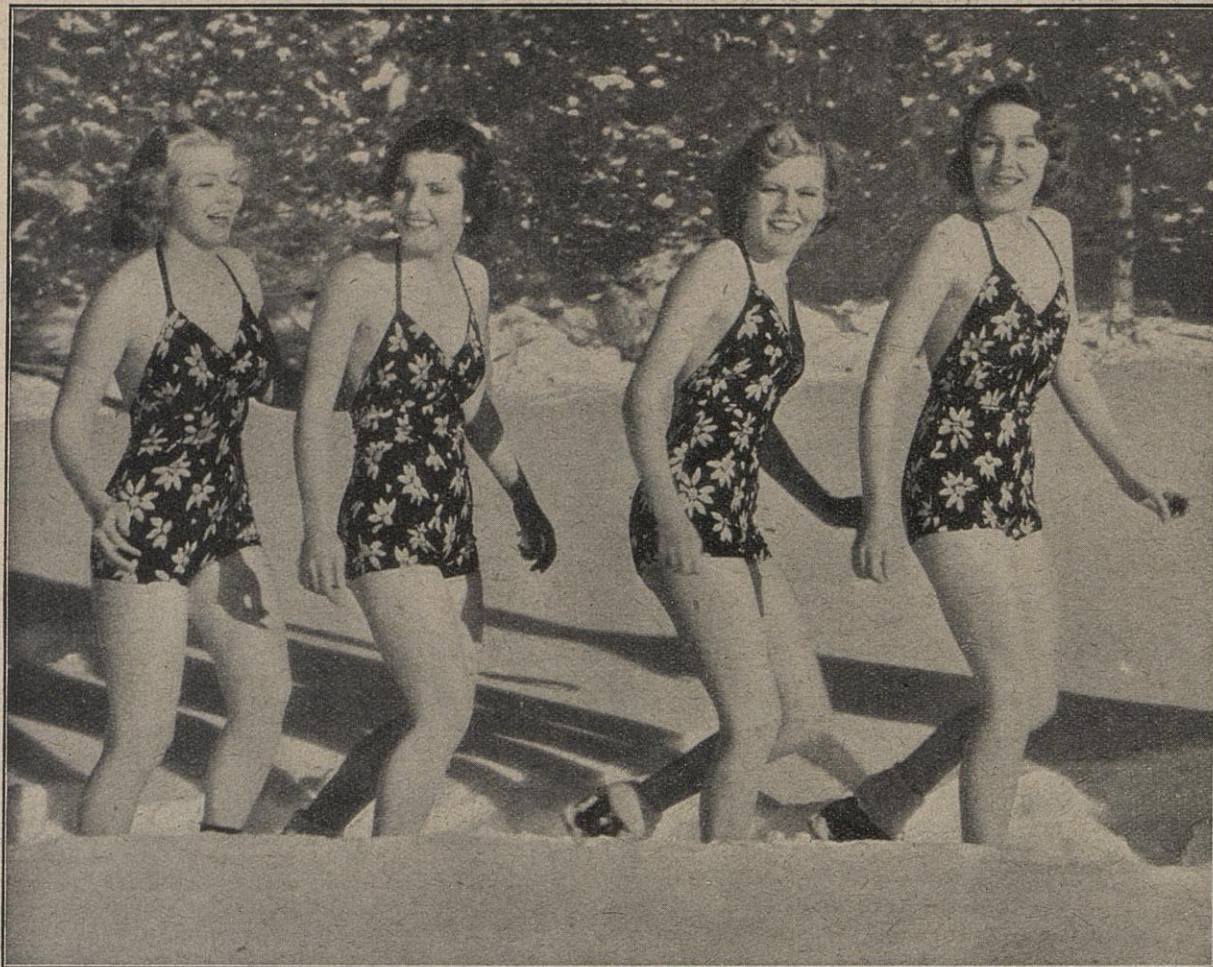
Im Zuschauerraum saßen nur Giuseppe, der Trompeter, die römischen Chanteusen Schwestern Farinacci aus Trastevere, der Bauchredner Voltini und Signor Spedini, der Gatte der Madame Chénier, der mit richtigem Namen Otto Speibich hieß, ein abgedankter Equilibrist war und aus Berlin stammte. Das Klavier, ein ächzendes, verschrammtes Möbel, stand vor der Bühne neben der „Ehrenloge“.

„Noch einmal den Radetzky-Marsch ... und ein bißel rascher, wenn ich bitten darf!“ befahl Madame Chénier in einem Deutsch, das sich in ihrer glasscharfen, kalten Stimme ganz widerwärtig anhörte.

Stöhnend, mit Schweißperlen auf der Stirn, gehorchte Irene. Ob Vorstellung oder Probe — es kam ihr immer wie ein Wunder vor, wenn sie heil und unzerfleischt schlafen gehen konnte. Das grausige Knurren und Fauchen der Hunde hörte sie noch nachts im tiefsten Traum, wenn sie auf dem harten Lager des Frauenwagens Ruhe zu finden hoffte.

„Tatatam! Tatatam!“ kommandierte Madame Chénier, „gib Obacht, Lola, du Mistvieh ... Platz, Nero! ... Tatatam ...“

Eine Weile ging alles gut, dann brach plötzlich die Hölle los. Der Rübe Hektor hatte nach Madame Chénier geschnappt, und sie nahm ihn auf der Stelle ans Stachelhalsband, ohne eine Spur von Furcht vor ihm oder den andern drei Tieren zu zeigen. Aber als Nero sah, daß Hektor geschlagen wurde, sprang er



Fot. Paramount

Vier im Schnee . . .

Mancher fragt, die Stirne runzelnd,
Ob das sportlich, und so weiter —
Andre sagen, leise schmunzelnd:
Der Kontrast — ist er nicht heiter?

Auch die Fragen lang behandelnd,
Wird zuletzt versöhnt man schweigen —
Da die Vier, in Kälte wandelnd,
Nicht die kalte Schulter zeigen!

ihn an und biß ihn ins Genick. Hektor wehrte sich jetzt, die Hündin Lola floh zu Irene ans Klavier, die entsetzt die Hände von den Tasten nahm und ihr Gesicht schützte, die Hündin Dina bekam aus Versehen einen Schlag ab und heulte ohrenbetäubend. Aber schließlich behielt Madame Chénier, wie immer, die Oberhand, die Doggen beruhigten sich grollend, und nach ein paar Minuten waren sie wieder zur Arbeit bereit. Sie arbeiteten diesmal sogar gut, ganz ohne Fehler und mit einer gewissen Freude. Trotzdem war Irene froh, als sie die Halsbänder klirren hörte, die den Tieren umgelegt wurden. Aufatmend trocknete sie sich die Stirn und ging mit dem Versuch, heiter zu erscheinen, auf ihre Chefin zu.

„Ich möchte ein bißchen spazierengehen, Chénier“, sagte sie, „hast du was dagegen, daß ich Dina und Lola mitnehme?“

„Nimm lieber Hektor und Nero mit“, meinte die Frau Direktor, „dann gewöhnen sie sich wenigstens an dich.“

„Ich habe Angst vor den Rüden, Chénier.“

„Unsinn. Auf dem Spaziergang fressen sie dich doch nicht. Aber meinetwegen kannst du auch die Hündinnen nehmen. Vergiß bloß die Maulkörbe nicht, die Carabinieri passen auf...“

„Gut“, sagte Irene und griff nach den Knebeln von Dinas und Lolas Halsketten.

Madame Chénier sah ihr mit ihren glasigen, etwas herausquellenden Augen nach, wie sie mit den Tieren zum Portal ging und wie Spedini ihr lautlos folgte. Die Chénier war nicht eifersüchtig auf ihren Gatten Otto Speibich, weil er schon sechzig Jahre alt war und in jeder Hinsicht reizlos und verbraucht. Sie hatte das Geld gehabt, ihm zum Betrieb eines mit drei Wagen herumziehenden Varietés zu verhelfen, als Speibich sein Unternehmen schon ganz auflösen wollte — und nun hatte er sie heiraten und sich damit abfinden müssen, daß sie sich mit dem Bauchredner Voltini tröstete oder mit Giuseppe, dem Trompeter, oder mit sonst jemandem, der gehorchen mußte. Nein, auf Spedini-Speibich war sie nicht eifersüchtig. Daß er Irene gefolgt war, beunruhigte sie nur, weil sie befürchtete, er könnte dem Mädchen abrateln, den „Trick“ zu probieren, der eigent-

lich der Glanz- und Höhepunkt ihrer Hundenummer war.

Inzwischen hatte Spedini Irene draußen vor dem Coliseo erreicht. „Bißten spazierenjehn, Irene?“ fragte er unsicher. „Das is recht... führ' die Tölen mal an die Luft.“

„Mit Dina und Lola vertrag' ich mich“, sagte Irene und streichelte die gefleckten Köpfe der Riesenhunde.

„Ich komm'n Stückchen mit, wenn ich dir nich störe“, bat Spedini.

„Gern, Spedini. Hältst du die beiden mal, bis ich die Maulkörbe hole?“

Spedini nahm die Knebel und wartete geduldig, als Irene zum letzten Wagen ging.

Irene mochte den alten Mann ganz gern; er tat ihr so leid. Es war gewiß ein bitteres Los, mit Madame Chénier verheiratet zu sein und von jedem Hausdiener bespöttelt zu werden. Auch mußte der Alte trotz seiner sechzig Jahre Abend für Abend den Kräftakt mit der Eisenplatte machen: ein Hundertkilogramm stand auf der Eisenplatte, die man Spedini auf die Brust legte. Manchmal hatte er nicht genug zu essen und mußte Giuseppe oder Irene um ein Stückchen Wurst anbetteln, weil er sonst einfach zu schwach zum Arbeiten war. Aber Madame Chénier trug zwei echte Brillantringe.

Spedini wartete geduldig, bis Irene mit den Maulkörben zurückkam, dann begleitete er sie stumm, ihr die Hunde überlassend und immer einen halben Schritt hinter ihr bleibend, gleichsam wie ein dritter Hund.

Man befand sich in Lucca, einem Städtchen im Toscanischen, nicht weit von Florenz. Die Gegend war lieblich, zwischen sanften Olivenhügeln zog sich die Straße hin, in der Ferne schimmerten blau die Berge von Toscana. Junge Leute spielten auf der Straße vor dem Coliseo das alte Kugelspiel Boccia, und Irene mußte scharf auf die Hündinnen aufpassen, die gern der Kugel nachgejagt wären.

„Tja“, begann Spedini nach einer Weile, „wat wollte ich dir doch sagen, Kind... ach so, ja... wegen dem Trick, du verstehst... Aurora wird ja doch heute oder morgen mal davon anfangen. Nach das nich, Irene... genier' dir jar nich un sag' einfach, du machst et nich... zwingen kannse dir auf keenen Fall...“

„Vorläufig weiß ich noch nicht mal, was es für ein Trick ist“, entgegnete Irene. „Ihr tut alle so geheimnisvoll. Giuseppe will's mir nicht sagen, Voltini grinst nur, deine Frau führt geheimnisvolle Reden...“

„Nicht mehr lange, Kind, darauf kannst du verlassen. Soweit kenn' ich ja Aurora nun.“ Er drückte noch eine Weile herum, dann rückte er endlich, in seiner phlegmatischen Berliner Art, damit heraus.

Der „Trick“, den Madame Chénier zur Zeit ausfallen lassen mußte, war ein kleiner, graufiger Scherz, der allabendlich eine geradezu atemraubende Spannung, eine Schrecksekunde im Publikum erregte und, wenn er gelang, gleich hinterher eine erlösende Heiterkeit hervorrief.

Während der Dressur der Hunde bei Klaviermusik hatte Madame Chénier einen Spaß erfunden. Wenn die Pianistin etwa danebengriff oder sonst einen hörbaren musikalischen Fehler machte, unterbrachen die Hunde augenblicklich ihre Arbeit, stürzten sich mit grauerregendem Bellen und Fauchen auf die Frau am Klavier, schnappten mit ihren furchtbaren Mäulern nach ihr, stemmten ihr, hoch aufgerichtet, die Vorderläufe auf die Schultern und bellten, knurrten und zähnefletschten so lange, bis die Arme den Fehler korrigierte und richtig weiterspielte. Dann ließen sie, unter dem Lachen der Zuschauer, die sich inzwischen vom Schreck erholt hatten, von ihr ab und trollten sich, von Madame Chéniers Pfiffen gerufen, auf ihre Plätze, um nun ruhig ihren Tanz zu beenden. An und für sich eine einfache und sehr wirkungsvolle Sache, aber — wie selbst Spedini zugab — nicht ganz ohne Gefahr. Die Rüden waren unberechenbar, wenn sie im Licht der hellen Scheinwerfer arbeiten mußten, und der Trick gelang nicht immer, wenigstens nicht auf die Dauer. Es hatte Vorstellungen gegeben, wo Hektor, völlig scheu geworden, den Logenschließer statt der Pianistin angefallen hatte, und Vorstellungen, „wo etwas passiert war“, wie Spedini das ausdrückte.

Was da „passiert“ war, sagte er nicht genau, wahrscheinlich weil ihn seine Frau allzu heftig bedroht hatte. Aber Irene fragte mit der Zeit doch aus ihm heraus, daß ihre Vorgängerin, Frau Nicht, heute noch in einem Mailänder Krankenhaus lag und niemanden empfangen konnte.

„Also haben ihr Hektor und Nero das Gesicht zerfleischt?“ sagte Irene zitternd.

„Na, zerfleischt gerade nich, Kind“, stellte der Alte mit Gemütlichkeit fest, „wenigstens möcht' ich es nich so nennen. Aber se ham ihr jebissen, ja, jebissen hamse ihr. Un det kann natürlich immer wieder passieren, nich wahr, un et kann ooch mal 'ne Schattierung schlimmer ausfallen, da wollen wir uns doch nicht vormachen, Kind. Deswegen erzähl' ich dir ja det alles. Nur damit du Bescheid weißt, wenn Aurora dir mit dem Trick kommt.“

Irene schwieg eine Weile, dann sagte sie: „Danke schön, Spedini. Es war sehr lieb von dir, daß du mir's gesagt hast. Ich werde mir auch nichts anmerken lassen, wenn Chénier davon anfängt.“

„Fuffzehn Lire pro Tag hat se immer egtea gezahlt für den Trick.“

Drei Mark, dachte Irene bitter. Für drei Mark zweimal täglich das Risiko auf sich nehmen, daß einem die Rüden das Gesicht zerfleischen oder die Gurgel durchbissen. Ein bißchen viel verlangt, eigentlich, für drei Mark... .

Oh, sie konnte sich nicht beklagen, daß ihr das kleine Wandervariété zuviel kitschige Romantik vorzauberte, wie sie zuerst befürchtet hatte. Sie war mitgegangen, weil ihr Madame Chénier auf der Agentur in Mailand gesagt hatte, die Route führe nach Süden, über Rom und Neapel bis Sizilien, und in Neapel würde man sich — in verschiedenen Stadtgegenden — wenigstens drei Wochen aufhalten. Drei Wochen in Neapel, dafür war Irene mitgegangen. Sie besaß keinen Pfennig Geld mehr für eine Eisenbahnfahrt und hätte sich eher die Hände abgehakt, als daß sie Professor Witte ein zweites Mal angeborgt hätte. In Italien verschollen zu sein, war genau das, was ihr nach ihrer Meinung zukam. Erst wenn sie mit Silvio gesprochen und ihn versöhnt hatte, konnte sie an eine Rückkehr, an eine Zukunft denken. Und das Kunstunternehmen Spedini war das einzige gewesen, was sich ihr geboten hatte.

Nein, romantisch war dieses Bohèmeleben wirklich nicht, wenigstens nicht bei Spedini. Sie bekam fünf Lire täglich für ihre Nummer, ein durchschwitztes Glitterkostüm und das Essen. Sie wohnte im Frauenwagen mit einer zarten Inderin, der Assistentin des Zaubers Tom Heminghaye, den Schwestern Farinacci, zwei Tänzerinnen aus Lodz und dem ungarischen Trance-Medium Bahora, einer sanft irr sinnigen Dreißigerin, die immer mit sich selber sprach. In kalten Nächten kamen noch das fette Lappenmädchen Luffu und die Trapezkünstlerin Miracola hinzu, die sonst im Freien

+ MUSTERCIGARETTEN + MISCHUNGSNUMMER R6 o/M +



Die abgebildeten Schüttelsiebe zeigen die sorgfältige Arbeit der Schneidemaschinen, in denen die Tabakblätter in lange, geschmeidige Fäden zerlegt werden.

*Doppelt
fermentiert*
48



zu schlafen pflegten. Zuffu war eine Abnormität, sie hatte zwölf Zehen und zwölf Finger und ein sonderbares, die Umrisse der italienischen Halbinsel zeigendes Muttermal über dem Nabel, das von Interessenten gegen einen Zuschlag von drei Soldi besichtigt werden konnte. (Manche machten naiv den Finger naß und versuchten das Mal abzuwaschen, um so vielleicht ihre Soldi zu retten; aber es war wirklich echt.)

Auch sonst gab es keine Spur von Romantik. Die Nummer am Klavier war, selbst ohne „Trick“, aufregend und gefährlich. Irene war nicht feige, aber ihre Nerven bebten jedesmal, wenn sie dem Applaus endlich entwischt war, an jeder Hand eine nervöse, fauchende Dogge. Und das Spielen zur Hundenummer war nicht ihr einziger Dienst. Sie hatte vor jeder Vorstellung eine halbe Stunde lang Plakateweiserin zu sein, mußte die Leute, die sich mit billigen Karten auf die teuren Plätze gesetzt hatten, vertreiben und sich bei denen, die die teuren Karten hatten, entschuldigen. Das war nicht leicht, da es bei ihr mit der Sprache noch immer haperte. Bisweilen wurde sie auch von männlichen Zuschauern belästigt, so daß der Bauchredner Voltini ihr beibringen mußte. Es war anstrengend und nervenaufreibend. Wenn sie abends oder mittenachts im Frauenwagen auf ihre Matratze sank, wußte sie, wie sie die fünf Lire verdient hatte...

Ein Trost war es, daß sie über ihre Kollegen nicht zu klagen hatte. Jeder, die Frauen einbegreifen, war höflich, kameradschaftlich und hilfsbereit. Nie war es vorgekommen, daß einer der Männer zudringlich wurde oder ihr mit frechen Worten zur Last fiel. Selbst Voltini, ein Serbe, der sich offensichtlich in sie verliebt hatte, zeigte es nur auf eine diskrete, taktvolle Art. Alle diese Menschen hatten schon entsetzlich viel Elend durchgemacht, manche wollten vor Jahren große Erfolgsnummern an berühmten Varietés gewesen sein und waren nun zu Spedini „herabgesunken“, mit der sicheren Aussicht, im Alter auch dieses farge Brot zu verlieren und irgendwo am Wege zu verrecken. Von solcher Tragik unwittert, hatten sie gleichsam nichts Menschliches mehr. Man spürte bei ihnen, diesen nomadisierenden Gestalten, nur die Tragik einer Sache, wie man etwa vertrautes Gerümpel, ein ausgebeultes Sofa, einen abgewetzten Anzug mit Rührung betrachtet, ohne gerade darüber weinen zu können.

Hunger hatten sie alle, und die Gagen waren lächerlich klein. Manchmal, wenn es aus irgendeinem Grunde in einem Orte mit dem Besuch nicht geklappt hatte, fiel die Gage ganz aus. Aber meistens gab es leidlich zu essen. Niemand empörte sich, wenn es anders war.

Spedini und Madame Chénier hatten insofern die Hauptlast des Unternehmens zu tragen, als sie in einen ununterbrochenen, nie endenden Kampf mit Polizisten, Carabinieri, Gemeindebeamten, Feuerwehrkommandanten und Steuerkontrolleuren verwickelt waren und viel Zeit verbrauchen mußten, um diese Leute zu beschwichtigen. Ein besonderer Schreiber war nötig, um all diese Verbote, Verfügungen, Beschränkungen, Warnungen zu erledigen. Oft kamen die Forderungen noch nachträglich, nach Tagen und Wochen, aus längst vergessenen Städten, und wenn Spedini es nicht verstanden hätte, für seine armen Artisten um Mitleid zu werben, so wäre das ganze Variété längst aufgefliegen und stückweise versteigert worden. Aber noch lebte man und zog weiter, das Volk liebte die billigen Zerstreuungen. Von den Nickelmünzen der Armen nährte man sich, und die Silberstücke der „besseren“ Plätze befähigten die Steuerämter.

„Wo fahren wir von hier aus hin?“ fragte Irene, als sie schon auf dem Heimweg waren.

Spedini mußte einen Augenblick überlegen. „Livorno“, sagte er dann, „Pisa und Florenz geben keine Erlaubnis. Wat nachher wird, ohne ich nich. Wahrscheinlich geht es sehr schnell nach Süden weiter. Die richtige Zeit fängt ja erst hinter Rom an. Ich schätze, daß wir in vierzehn Tagen schon in Rom sind... ob sie uns dort aber arbeiten lassen, det weess ich nich.“

„In Neapel gibt es doch keine Schwierigkeiten, nein?“ fragte Irene besorgt.

„Ne, Kind. Wenn wir erst in Neapel sin, hammer's jeschafft. Du wirst dir wundern, wat wir in Neapel für volle Häuser haben. Neapel und Palermo, det sin die Städte, wo sich unsereener jehundstoßen kann...“

„Ich bin sehr gespannt... auf Neapel“, sagte Irene.

XXV.

Zwei Tage später, in Livorno — man war kaum mit dem Auspacken fertig geworden — nahm Madame Chénier Irene beiseite und redete ihr in einem Ton, der mütterlich klingen sollte, den „Trick“ ein.

„Es ist wirklich eine ganz harmlose Sache“, sagte sie, als sie neben Irene auf der Puppenkiste Voltinis saß,

während ringsum gehämmert und geschrien wurde, ... die Hunde kennen dich jetzt, und sie haben es viele hundert Male gemacht, ohne daß das geringste dabei passiert ist...“

„Und einige Male, wo etwas passiert ist...“, warf Irene spöttisch ein. Sie war fest entschlossen, nicht auf den gefährlichen Vorschlag einzugehen.

„Passiert... passiert...“, wiederholte Madame Chénier, ein bißchen gereizt. „Du sprichst von der Nichtli... ja, es ist wahr, daß Seltor ihr in der Aufregung in die Wade geschnappt hat... und sie mußte genäht werden. Aber das lag an ihr selber, sie hat eben kein Fluidum für Tiere... Frag' Spedini, frag' jeden Artisten der Welt: ein Tier kann noch so zahm und noch so gut dressiert sein, kann jahrelang friedlich und zuverlässig seine Arbeit tun... auf einmal steht ein ahnungsloser Monteur in der Nähe, der ein schlechtes Fluidum hat... und es fällt ihn an. So war es auch bei der Nichtli, ich wußte es gleich.“

„Und trotzdem“, fragte Irene kühl, „hast du sie zu dem Trick überredet?“

Madame Chénier hatte eine kurze Verlegenheit niederzukämpfen. „Überredet habe ich sie nicht“, log sie dann kalt. „Sie hatte von dem Trick gehört und wollte ihn unter allen Umständen machen. Für die fünfzehn Lire, die ich dafür zahle. Ich habe ihr sogar abgeraten, aber sie ließ nicht nach... Dann haben wir es eben ein paarmal geprobt... mit Wattons um den Kopf... und es ging. Es ging sogar zehnmal während der Vorstellung gut, bis dann eben Nero nervös wurde...“

Irene wußte, daß jedes Wort gelogen war.

„Trotzdem“, sagte sie, „... ich möchte lieber nicht, so gut ich das Geld auch brauchen könnte. Möglicherweise hab' ich mein Gesicht noch ein Weilchen nötig.“

Madame Chénier schwieg danach. Sie wußte, daß sie vorläufig das Spiel verloren hatte, aber sie hoffte immer noch, daß sie Irene mit der Zeit umstimmen könnte. Fünfzehn Lire pro Tag hatten schon ganz andere Leute umgestimmt.

„Aber wie du meinst“, sagte sie nachgiebig, mit ihrer harten Stimme. „Ich will dich nicht drängen.“

„Ich lasse mich auch nicht drängen, Chénier.“

Irene betrachtete ihre Chefin verstohlen von der Seite. Die Chénier war eigentlich gar keine Frau und hatte nichts Weibliches an sich. Der breitschultrige Oberkörper, die sehnigen Glieder, das brutale Kinn, die strenge, steile Falte in der Stirn... das typische Mannweib; die Nummer mit den Doggen war ihr gerade gut genug gewesen. Die große, stumpfgebogene Nase, das gewaltige Gebiß, das sie lächelnd beim Applaus zu zeigen pflegte, die fliehende Stirn mit dem zurückgestrichenen, kurzen Haar — das alles ließ sie selber wie eine große und nicht ungefährliche Hündin erscheinen. Daß sie nicht mit einer tiefen Wolfsstimme bellen konnte, empfand man unwillkürlich als Mangel.

Irene fühlte einen leichten Schauer vor dieser Frau. Vierzehn Tage noch, dachte sie... dann sind wir in Neapel, und ich sehe das Weib in meinem ganzen Leben nicht wieder...“

Neapel! Manchmal glaubte sie nicht, daß Silvio zu verflöhen war, und — schlimmer noch — manchmal glaubte sie nicht, daß es überhaupt wünschenswert war, ihn zu verflöhen. Die jähzornige Härte, die er ihr zeigte, der Mangel an Vertrauen, den er bewiesen hatte, schmerzten doch tief und schienen in nachdenklichen Stunden unüberwindbar. Sie hing an Silvio mit der ganzen Anhänglichkeit der ersten Liebe und war nie frei von Träumen, daß alles wieder so werden möge wie einst... aber im Grunde war das wahrhaft Drängende doch der Wunsch, vor ihm gerechtfertigt zu sein, es zu erzwingen, daß er ihr glaube, wenn sie ihm schwur, sie habe ihn nicht mit Pranzel betrogen... die „Verflöhnung“ war eine Frage der Ehre mindestens so sehr wie eine Frage der Liebe. Aber so genau wußte Irene das selbst nicht.

Manchmal dachte sie sogar an Dr. Sahl, dessen sie sich, von dem Besuch im Fabrikkontor her, mit einer Art von schlechtem Gewissen erinnerte. An dem Abend bei Wittes hatte sie noch ein bißchen über ihn gelächelt, aber dann war sie durch das, was Thora über ihn gesagt hatte, aufmerksam geworden, und in der Fabrik hatte ihr Sahl geradezu imponiert, so sehr, daß sie sich töricht und ihr selbst unverständlich benommen hatte. Sahl behauptete sie zu lieben und hatte ihr darum jenes noble Anerbieten gemacht, das, wenn sie es wie ein vernünftiger Mensch angenommen hätte, die ganze Katastrophe vermieden hätte.

Es war sonderbar, zu wissen, daß da in Berlin ein fremder Mensch war, der sie, Irene Keller, liebte. Aber Berlin war jetzt so weit weg, und Sahl war selbst in Berlin so fern gewesen... es war eigentlich nutzlos, an ihn zu denken. Silvio war in jedem Sinne wichtiger.

XXVI.

Dr. Sahl war seit vier Tagen in Mailand und hatte gute Fortschritte bei seiner Suche nach Irene gemacht. Nicht, daß er ihr schon auf der Spur war — aber er hatte systematisch und mit kompetenter Hilfe alles so gut vorbereitet, daß er sie in kurzer Zeit finden mußte.

Das letzte Zeichen von ihr und ein Beweis, daß sie sich nach menschlicher Voraussicht noch in Italien aufhielt, war ein an Witte gerichteter Brief, den Thora Witte Sahl geschickt hatte. In diesem Brief schrieb Irene nur, daß sie Mailand verlasse und noch einige Wochen, wenn nicht Monate, im Lande zu bleiben gedenke. An Geld sei sie zwar knapp und könne das Borgestreckte noch nicht zurückschicken, aber sie habe jetzt eine Stellung angenommen, die sie viel auf Reisen führe und ihr auf jeden Fall die Rückkehr nach Berlin ermögliche, „wenn mir einmal danach zumute ist.“

Dieser letzte Satz gab Sahl zu denken. Er klang so, als ob sie doch nicht an eine Rückkehr glaube, weil es sich einfach nicht lohne, weil sie keine Mittel zur Fortsetzung ihres Studiums hatte. Auch war es verdächtig, daß sie den Wittes keine Adresse angegeben hatte, an die sie ihr antworten konnten. Sahl war, als er in Mailand eintraf, fest überzeugt, daß Irene Klavierspielerin in einem finsternen Vorstadtkino war, sei es in Mailand oder anderswo, und daß sie die Reisen, mit denen ihre Stellung verbunden war, erfunden hatte, um sich jeder Nachforschung zu entziehen.

Sahl hatte auch nicht den Fehler gemacht, seine Suche allein oder nur mit Hilfe eines Dolmetschers zu betreiben. Er wußte, daß solche Dinge nur vom Fachmann schnell und mit Erfolg getan werden, und hatte sich vom deutschen Generalkonsulat eine Firma nennen lassen, die sich seit vielen Jahren mit Nachforschungen und Beobachtungen befaßte und auch bei der zuständigen Federazione eingetragen war. Der Inhaber hieß Lindle und war ein Auslandsdeutscher aus Heidelberg, der sich gleich nach dem Kriege in Mailand selbständig gemacht hatte. Er war klein und dick, hatte kluge Augen und wirkte vertrauenerweckend.

Heute sah ihm Sahl, es war drei Tage nach seiner Ankunft, schon zum zweitenmal in dem kleinen Büro am Corso Magenta gegenüber.

„Es ist eine verhältnismäßig einfache Sache“, beruhigte ihn Lindle, „es kann nur noch Tage dauern, bis wir sie haben. Und die Adresse dieses Herrn Silvio Barra kann ich Ihnen gleich geben.“

Er reichte ein Blatt Papier hinüber, auf dem Sahl las: S. Barra, Napoli, Vico Lungo Celfo 53.

„Sie haben sich aber nicht etwa“, fragte er besorgt, „bei Barra nach der Adresse von Fräulein Keller erkundigt?“

„Nein, wir lassen ihn ganz aus dem Spiel... wie Sie es wünschten.“ Lindle trommelte auf der Schreibtischplatte, als ob er sich besinnen müsse, dann fuhr er fort: „Ja, Fräulein Keller ist als Pianistin mit einem Wandervariété gegangen...“

Sahl glaubte nicht recht gehört zu haben. „Sagten Sie Variété?“ fragte er, „... als Pianistin mit einem Variété?“

„Es klingt sonderbar“, gab Lindle zu, „aber es ist so. Ich habe den Agenten gesprochen, der das Engagement vermittelt hat. Es soll da tanzende Hunde oder so was Ähnliches geben, die nur zum Klavier arbeiten...“

Sahl versuchte, sich vorzustellen, wie Irene sich zwischen tanzenden Hunden am Klavier ausnahm, aber es gelang ihm nicht. Er sah immer nur die Dame in ihr, die junge, sehr entschlossene Dame, die ihrem früheren Geliebten nachgereift war.

„Variété Spedini“, fuhr Lindle behäbig fort, „eine kleine, ziemlich armselige Truppe, die irgendwo nach dem Süden hinunterbummelt. Es ist eine Frage der Telegrammkosten, wann und wo wir Fräulein Keller ausfindig machen.“

Sahl überlegte einen Augenblick. „Nach dem Süden?“ fragte er. „Halten Sie es für möglich, daß das Variété Spedini auch nach Neapel kommt?“

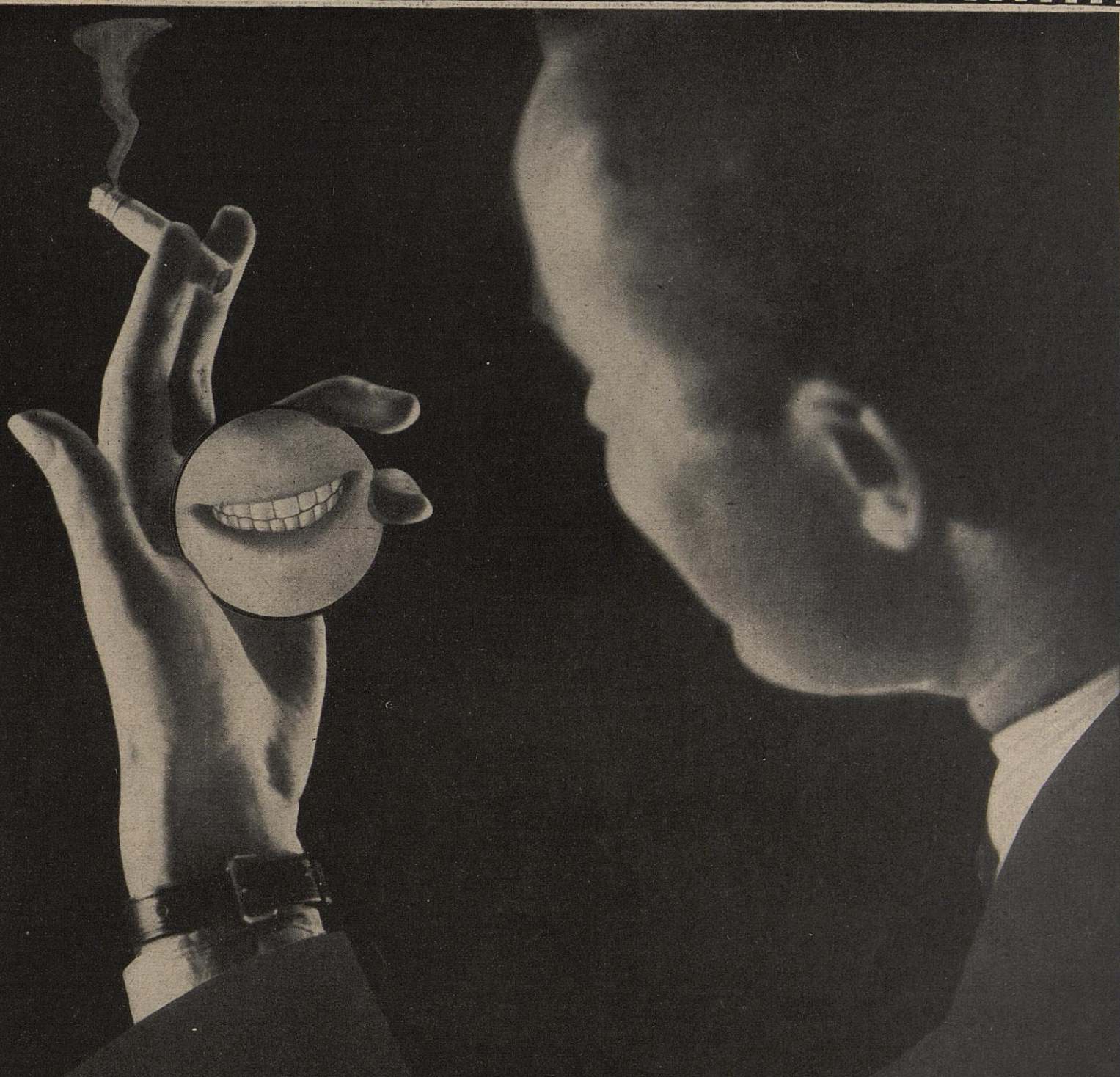
„Sehr wahrscheinlich“, meinte Lindle. „Der italienische Süden ist das eigentliche Artistenland. Aber es kann noch Wochen dauern.“

„Und wie lange, glauben Sie, werden Sie brauchen, um die Truppe unterwegs zu ermitteln... durch Telegramme?“

Lindle zuckte die Achseln. „Es kann in drei Tagen sein, aber auch in zwei Wochen. Die Telegramme laufen ins Geld, das sage ich Ihnen gleich, Herr Doktor.“

Sahl überlegte. Vielleicht war es besser, wenn er schon heute nach Neapel fuhr und dort auf die Truppe wartete. Jetzt, da man wußte, daß Barra in Neapel war, sah es ja so aus, als ob Irene sich den Artisten nur angeschlossen hatte, weil sich ihr so die Gelegenheit bot, nach Neapel zu kommen. Ihr Brief an Professor

dorland 



„Ein Raucher über Chlorodont“

Und wenn ich tagsüber noch so viel rauche –
 abends das gewohnte Zähneputzen mit Chloro-
 dont, und weg ist der peinliche Geschmack
 nach kaltem Rauch. Häßlichen Zahnbelag
 läßt Chlorodont gar nicht erst aufkommen.
 Ich finde Chlorodont für alle Raucher (und
 Raucherinnen) so wichtig wie den Tabak selbst.

Bei gleichbleibender Qualität



Tube 40 Pf. und 75 Pf.

Bitte schien zu beweisen, daß es mit ihren Finanzen schlecht stand. Vielleicht hatte sie wirklich nicht das Reifegeld gehabt.

Aber wenn es so war, so bewies das Engagement mehr. Es bewies, daß es zwischen Irene und Barra noch zu keiner Ausöhnung gekommen war; denn wenn sie sich brieflich versöhnt hätten, so hätte Barra Mittel und Wege gefunden, Irene zu sich kommen zu lassen. So betrachtet, standen die Dinge nicht schlecht.

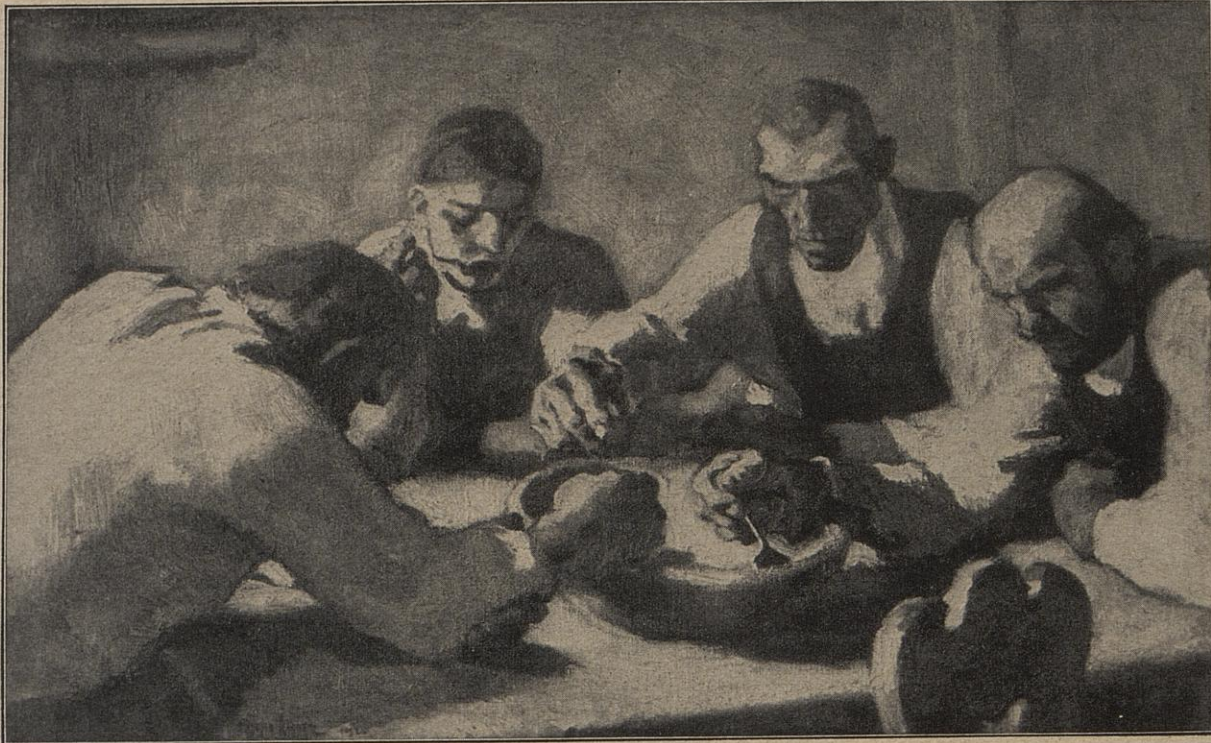
Kurz entschlossen sagte er Lindle, es werde vielleicht mit den telegrafischen Recherchen doch zu teuer werden und nicht schneller zum Ziele führen. Er ziehe es vor, gleich heute nach Neapel weiterzureisen und dort auf Spedini zu warten. Lindle möge aber immerhin briefliche Nachforschungen über den Aufenthalt des Unternehmens betreiben und ihm nach Neapel Nachricht geben.

XXVII.

Sahl spürte nicht die geringste Unruhe und Nervosität, seit er in Neapel war. Er lag viele Stunden des Tages auf dem kleinen Balkon seines Hotelzimmers und starrte über den blauen Golf auf die Umrisse der Inseln, verfolgte die weißen Dampfer, die nach Capri fuhren, und wärmte sich in den Strahlen der Herbstsonne. Von der Stadt selber sah er nicht viel, da er kaum ausging. Auch die Begegnung mit Barra war ihm nicht eilig. Es wäre leicht gewesen, Barra aufzusuchen und ihn kurzerhand nach allem zu fragen, aber Sahl hatte das Gefühl, daß dies die besten Ausichten verderben könne. Er kannte ja Barra nicht, der Mann mochte unberechenbar sein, und keinesfalls würde er sich überstürzen, einen Fremden mit Nachrichten über Irene zu bedienen. Anders war es, wenn Sahl den jungen Mann privatim kennenlernen und so, in einem Zufallsgespräch, dies und jenes von ihm erfahren könnte. Aber es eilte nicht, es war wirklich nicht dringend, im Grunde war es ganz gut, daß Irene, wenn sie überhaupt in diese Stadt kam, noch ein Weilchen auf sich warten ließ.

Nach ein paar Tagen erhielt Sahl die erste Nachricht von Lindle. Der hatte die Gesellschaft Spedini rascher ermittelt, als vorauszusehen war, und konnte jetzt genau sagen, in welchen Orten sich die Schau in der letzten Woche aufgehalten hatte. Aber, so schrieb er, es war schwer voranzubestimmen, wohin die Reise ging. Das Unternehmen Spedini hatte traurige Erfahrungen gemacht: an vielen Plätzen, wo es früher unbehelligt gespielt hatte, war es diesmal von den Behörden ausgewiesen worden, ja, es sah so aus, als ob auf der ganzen Strecke zwischen Florenz und Rom die Truppe keine Gelegenheit haben sollte, ihre Darbietungen zu zeigen. Nach den Informationen, die Lindle besaß, war die Schau in Schwierigkeiten geraten. Es hieß sogar, daß zur Zeit keine Gagen mehr gezahlt würden, und daß auch die Verpflegung der Artisten bereits mangelhaft sei. Es werde sich nun zeigen müssen, ob man so lange durchhalte, bis man in die freundlicheren und wohlwollenderen Gegenden des Südens gelangte. Das Ganze lief, soweit es Sahl betraf, darauf hinaus, daß Spedini und seine Artisten früher als angenommen in Neapel einziehen würden. In Neapel, so schrieb Lindle, seien keine weiteren Schwierigkeiten zu befürchten, da der Magistrat noch nie die Aufenthalts- und Spiel-erlaubnis verweigert habe. Was Fräulein Kellers Beschäftigung anlange, so treffe das zu, was er schon in Mailand gehört habe: sie sei als Pianistin für eine Hundenummer verpflichtet und tue vorher Dienst als Platanweiserin. Die Gage, die sie bei Spedini erhalten, könne nicht der Rede wert sein.

Sahl stand vor dieser Nachricht ziemlich ratlos. Er konnte sich Irene nicht zwischen tanzenden Hunden vorstellen, und die Vermutung, daß dies nur ihr Mittel sei, zu Barra nach Neapel zu gelangen, schien jetzt doch



Mittagsmahl. Gemälde von Albin Egger-Lienz.
Aus der Ausstellung „Deutscher Bauer — Deutsches Land“ in Berlin.

Egger-Lienz ist seit seines Lebens der Tiroler Heimat aufs engste verbunden geblieben. Als er einige Zeit als Lehrer an der Weimarer Hochschule wirkte, trieb ihn bald Heimweh in das Land der ragenden Felsen und schimmernden Gletscher zurück. „Dort ist meine Welt“, schrieb er damals, „dort die Natur, die der meinen am nächsten verwandt ist, die mich befruchtet und immer wieder gesteigert hat, weil ich sie immer mehr und inniger in mir selbst wiederfinden konnte.“ In großartigen Schöpfungen von malerischer Monumentalität hat der Künstler bis zuletzt — er starb 1926 — das einfache, starke Leben des Bauern auf seiner Scholle in einer einmaligen zwingenden Form darzustellen gewußt. Sammlung Fritz Rehdans, Dresden. Aufnahme: Dühren-Henschel.

ziemlich abenteuerlich. Trotzdem ließ sich keine andere Möglichkeit ausdenken.

In der Erwägung, daß es nun besser wäre, Barras Bekanntschaft zu machen — wenn auch, ohne sich ihm vorzustellen — schlug Sahl eines Mittags den Weg nach dem Vico Lungo Celso ein, wo er den Italiener zu sehen oder wenigstens etwas über ihn zu erfahren hoffte. Die Straße war eine ganz gewöhnliche Gasse ohne Bürgersteige, einer jener altstädtischen Verkehrswege hinter der Via Roma, wo sich der wesentliche Teil des Familienlebens der Bewohner im Freien abspielt, wo vor den Haustüren gehandelt, gearbeitet, gespielt und geschlafen wird. Sogar Pferdewagen und Autos bewegten sich unter lebhaften Flüchen ihrer Lenker zwischen dem Mobiliar der Anwohner durch den Vico Lungo Celso.

Das Haus Nr. 53 sah wie jedes andere aus; ein großes, finsternes Mietshaus mit ein paar Rissen vom letzten Erdbeben, die Fassade von Sonne und Regen ausgelangt, die Fenster durch grün gestrichene Holzblenden geschützt.

Es war natürlich sinnlos, in das Haus zu gehen und jemand nach Barra zu fragen. Aber auf der anderen Straßenseite, schräg gegenüber, gab es eine Café-Bar, die unter einem verblichene Sonnendach zwei winzige, schon etwas schiefe Marmortische mit Eisenstühlen aufwies. Sahl setzte sich vorsichtig auf einen dieser Stühle, bestellte ein Getränk und behielt den Eingang von Nr. 53 im Auge.

Eine Zeitlang kam und ging kein Mensch. Es war, als sei gerade dieses Haus ausgestorben und verlassen, während ringsum Geschrei, Lärm und Verkehr tobten. Dann ging ein Soldat hinein, und eine dicke, alte Frau kam heraus. Danach geschah wieder lange nichts.

Sahl war gerade im Begriff, sein Getränk zu bezahlen und zu gehen, als plötzlich von der Straße her Barra herankam und in den Innenraum der Bar ging. Sahl erkannte ihn sofort wieder, es war unzweifelhaft derselbe junge Mann, den er einmal mit Irene kircheneffend an einer Berliner Straßenbahnhaltestelle gesehen hatte. Auch nach den Beschreibungen des Zigarrenhändlers Mergel und der Studentin Hilde Schott mußte er es sein.

Sahl beugte sich ein Stückchen vor, um in die halbdunkle Barstube hineinzusehen. Barra stand jetzt, kaum erkennbar, an der Theke und rührte mit dem Blechlöffel in seinem Kaffeetischchen. Er war der einzige Gast und unterhielt sich mit dem Kellner, der die Espresso-Kaffee-Maschine bediente, lebhaft und ziemlich laut; doch konnte Sahl kein Wort verstehen.

Nach ein paar Minuten erschien Barra wieder, ging eilig über die Straße und verschwand in Nr. 53.

Damit, so mußte Sahl sich sagen, war wenig herausgebracht. Daß Barra in dieser Straße und in diesem

Hause wohnte, hatte er vorher gewußt, und es sah nicht so aus, als ob er heute noch erfahren würde, wo der junge Mann etwa sein Mittagessen einzunehmen pflegte oder wo er beschäftigt war oder was er sonst im Laufe des Tages trieb.

So rauchte Sahl noch eine Zigarette, zahlte und ging in der Richtung zur Via Roma davon. Aber gerade als er in die Hauptstraße einbog, überholte Barra ihn, überschritt schnell den Fahrdamm und verschwand in der Straße Santa Brigida. Mit raschem Entschluß folgte ihm Sahl, setzte mit ein paar Sprüngen durch den starken Mittagsverkehr und hielt hinter Barra Schritt. Der junge Mann eilte, ohne sich umzusehen, weiter und verschwand am Ende der Straße, wo sie in einen kleinen Platz auslief, in einem Automobilgeschäft.

Sahl sah durch die Scheiben, wie Barra einem Lehrling seinen Hut zuwarf und sich gleich einem Kunden zuwendete, der mit einem andern Verkäufer über die offene Haube eines Wagens gebeugt

stand. Offensichtlich war dies Barras Arbeitsstelle. Eine Inschrift auf der Tür bekundete, daß das Geschäft bis sieben Uhr abends geöffnet war.

Trotzdem mußte Sahl, als er abends wieder vor dem Autoladen erschien, bis weit über acht Uhr warten, um Barra herauskommen zu sehen. Er war buchstäblich der letzte, der das Geschäft verließ und die Tür abschloß.

Diesmal beeilte Barra sich nicht so sehr, wie er es mittags getan hatte. Er schlenderte vielmehr gemächlich über die Piazza del Municipio, kaufte in einer Tabaccheria ein Abendblatt und ein Päckchen Zigaretten, sprach ein paar Worte mit einem Bekannten, den er zufällig traf, und ging dann ins Ristorante Bologna, wo der Kellner ihm wie einem alten Stammgast den Hut abnahm.

Hier also, dachte Sahl, ist sein Stammlokal. Es war immer gut, das zu wissen.

XXVIII.

Eine Minute nach Barra betrat er die Trattoria. Der Italiener saß an der Kopfseite eines länglichen Tisches, an dessen unterem Ende ein alter Herr Artischoden aß. Auch alle übrigen Tische waren besetzt, wiewohl überall noch genügend freie Stühle standen.

Wenn überhaupt, dann ganz nahe, dachte Sahl, trat auf Barras Tisch zu, grüßte mit einer kleinen Verbeugung und deutete fragend auf einen Stuhl an Barras Seite. Barra schaute einen Augenblick auf, nickte und beschäftigte sich mit der Speisekarte.

Der Kellner Luigi kam und nahm Barras gleichgültig hingeworfenen Auftrag entgegen.

Sahl bestellte, als der Kellner sich ihm zuwandte, auf französisch, oder vielmehr er fragte auf französisch, was „bistecca ai ferri“ sei, aber Luigi verstand kein Wort Französisch. Er begann gerade, es mit reichen Gesten in der Taubstummenprache zu erklären, als Barra von seiner Zeitung aufschaute und auf deutsch: „Beefsteak vom Rost“ sagte.

„Danke“, entgegnete Sahl höflich.

„Darf ich Ihnen noch mit dem Gemüse und dem Wein behilflich sein?“

„Wenn Sie so liebenswürdig sein wollen“, sagte Sahl. Er wunderte sich, wie gut Barras Deutsch klang und wie fehlerfrei er es sprach. Nur eine ganz kleine Härte beim „ch“ ließ den Ausländer erkennen.

Schließlich wurde mit Barras Hilfe ein vernünftiges kleines Abendessen ausgewählt, das kaum halb soviel kostete wie das Menü im Hotel.

„Sie waren lange in Deutschland?“ fragte Sahl, nachdem er sich noch einmal bedankt hatte.

„Ja, ziemlich lange. Ich habe an der Technischen Hochschule in Berlin studiert.“

Ein Beispiel:

290 434 Autos sind noch nicht versichert!

Kunden, die auf der Straße liegen!

In Deutschland sind heute 25% aller Personenkraftwagen und Omnibusse, 28% aller Lastkraftwagen, 82% aller Krafträder und 47% aller sonstigen Kraftfahrzeuge noch nicht gegen Haftpflicht versichert. Für die Versicherungsgesellschaften bietet sich hier nach wie vor ein großes Arbeitsfeld!

*

Berlin — die erste Auto-Großstadt!

Berlin hat als einzige deutsche Stadt 100000 Personenkraftwagen erreicht und ist mit genau 103206 Wagen die erste deutsche Auto-Großstadt. Die meisten Wagen laufen in Charlottenburg (12000) und Wilmerdorf (11000). Auch Steglitz mit 6300, Schöneberg mit 5600, Bezirk Kreuzberg mit 5200, sowie Zehlendorf und Bezirk Mitte mit je 5100 Wagen liegen günstig. Auf die Einwohnerzahl der einzelnen Verwaltungsbezirke umgerechnet ergibt sich folgende interessante Reihenfolge: in Zehlendorf kommen 13, in Wilmerdorf 18 und in Charlottenburg 28 Einwohner auf 1 Personenkraftwagen.

*

Aber den Durchschnitts-Rekord hält Schweinfurt!

Jeder 12. Einwohner hat in Schweinfurt 1 Kraftfahrzeug. Keine deutsche Stadt übertrifft diese Zahl. Schweinfurt ist eine lebendige, ständig wachsende Industriestadt am rechten Main-Ufer. 1871 wurden 10300, 1933 bereits 40200 und 1937 schon 44647 Einwohner gezählt. Schweinfurt hat 12000 Haushaltungen, 350 Einzelhandelsgeschäfte, 4 Apotheken und 7 Drogerien. Die Schweinfurter lesen die „M.Z. Mainfränkische Zeitung“, das „Schweinfurter Tagblatt“ und das „Schweinfurter Volksblatt“, die insgesamt eine Auflage von 23917 Exemplaren haben.

*

Die Mittel- und Kleinstädte drehen auf!

In Landau, Merseburg und in Neustadt an der Weinstraße hat jeder 17. Einwohner ein Kraftfahrzeug, in Apolda, Nordhausen und Necklinghausen jeder 18., in Celle, Herford, Hirschberg, Kulmbach, Potsdam jeder 19., in Wschaffenburg, Cottbus, Forst, Göttingen, Hameln, Jena, Stendal, Wittenberg und Zeitz jeder 20. Einwohner — alles Zahlen, die zeigen, welche Bedeutung den deutschen Mittel- und Kleinstädten in der Werbung zukommt!

*

Unter den Großstädten führt München —

Die Hauptstadt der Bewegung hat die größte Kraftfahrzeugdichte aller deutschen Großstädte. Auf je 14 Einwohner kommt ein Kraftfahrzeug! In Berlin, in dem über 1/5 des gesamten Kraftfahrzeugbestandes (201 525) der deutschen Großstädte beheimatet ist, hat erst jeder 21. Einwohner ein Kraftfahrzeug. (Reichsdurchschnitt: 24 Personen auf 1 Kraftfahrzeug).

*

— und Freiburg i. Br. und Karlsruhe!

Wesentlich über dem Reichsdurchschnitt liegen auch Freiburg i. Br. und Karlsruhe mit je 16 Personen auf ein Kraftfahrzeug. Die Drittbesten sind Frankfurt/Main und Stuttgart mit je 17 Personen auf ein Kraftfahrzeug. Dann folgen Braunschweig, Düsseldorf und Nürnberg mit je 18, Bielefeld,

Dresden, Erfurt, Hannover und Würzburg mit je 19, Chemnitz und Mannheim mit je 20 und Berlin, Bremen, Darmstadt, Halle a. d. Saale, Hamburg und Ludwigshafen am Rhein mit je 21 Einwohnern auf 1 Kraftfahrzeug.

*

82% mehr Devisen!

Vom 1. Januar bis zum 30. September 1936 wurden für 827 Millionen RM Kraftfahrzeuge im In- und Auslande verkauft; im Jahre 1937 stieg diese Zahl in der gleichen Zeit auf 946 Millionen RM, also um 14,6%. Dabei hat sich der Wert der Inlands-Käufe um 8%, der Auslands-Käufe aber um 82% erhöht!

*

Wieviel Tageszeitungen haben eine Kraftverkehrs-Beilage?

Es gibt in Deutschland 37 größere Tageszeitungen mit einer ständigen Kraftverkehrs-Beilage. Außerdem haben noch 60 größere Tageszeitungen eine ständige Sport-Beilage, in der auch das Kraftfahrzeugwesen behandelt wird.

*

Wieviel Tageszeitungen und Zeitschriften gibt es in Deutschland?

Nach den von uns abgeschlossenen Ermittlungen erscheinen im Deutschen Reich 2320 Tageszeitungen mit einer Auflage von 16262277 Stück, das heißt also: die deutsche Tageszeitung kommt in jedes Haus. Daneben gibt es in Deutschland noch 4085 Zeitschriften mit einer Gesamtauflage von 94288225 Stück.

*

4 835,350 km Radwege

gibt es in Deutschland, davon 3541,226 km mit einfacher Fahrbahn und 1294,124 km mit getrennten Fahrbahnen für beide Richtungen. An den Reichs-Straßen gibt es 1946,310 km, an den Landesstraßen 1. Ordnung 692,977 km und an den Landesstraßen 2. Ordnung 408,297 km Radwege.

*

Im Rheinland können sich die Radfahrer freuen!

705,137 km Radwege erschließen dem Radwanderer die Schönheiten des Rheinlandes. Die Ebene, das ideale Radfahr-Gelände folgt erst in weitem Abstand: Brandenburg hat 472,651 km Radwege, die Hanse-Städte 447,055 km, Provinz Sachsen 333,058 km, Hannover 324,384 km, Westfalen 287,420 km und Niederschlesien 283,910 km Radwege. Im schönen Bayern gibt es 274,802 km Radwege.

*

264 156 Flug-Gäste in Deutschland!

Am stärksten wurde Berlin besucht (80017). Die zweitgrößte Besucherzahl hat Frankfurt/Main mit 24272 Flug-Gästen. Dann folgt Hamburg mit 21452, München mit 21232, Köln mit 20630, Halle/Leipzig mit 14256 und Stuttgart mit 14157 Flug-Gästen. Die Zahl der Flug-Gäste hat sich im letzten Jahre um 36,6% erhöht. An Fracht und Gepäck wurden 24,6% und an Post sogar 85,4% mehr befördert als im Vorjahre.

*

Berlin — der Weltknotenpunkt des Flugverkehrs!

Hier laufen die Linien so dicht zusammen wie nirgends in der Welt. 10701 Maschinen flogen im

letzten Jahre die Reichshauptstadt an, während 10723 Flugzeuge starteten. 1319075 kg Fracht und Gepäck kamen auf dem Berliner Flughafen an, während 1565396 kg auf den Weg geschickt wurden. Dieser riesige Verkehr ist die Ursache dafür, daß der Berliner Flughafen Tempelhof zum größten Flughafen der Welt ausgebaut wird!

*

Diese Nachrichten sind ein kleiner Ausschnitt aus dem Material, das die Ala bei ihrer täglichen Arbeit verwendet. Das Aufgabensfeld der Ala ist die Werbung. Und dazu gehören heute gründliche Marktkennntnisse.

Jedem, der Werbung betreibt oder betreiben möchte, kann die Ala helfen. Ob Sie gelegentlich eine Anzeige aufgeben oder ob Sie einen Werbefeldzug durchführen wollen, wir beraten Sie objektiv, schnell und erfolgreich. Die zahlreichen Erfolgskontrollen, die wir durchführen, ermöglichen es uns, das Werbemittel zu nennen, das für Sie am zweckmäßigsten ist. Wir sagen Ihnen, wie es eingesetzt werden muß, damit es den erhofften Nutzen bringt.

Als Werbungsmittele schaffen wir den Werbeplan und die Kostenanschläge, übernehmen die Auftragserteilung, überwachen die Abwicklung, besorgen die Kontrolle und die gesamte Abrechnung. Selbst wenn die Ala für Sie mit Hunderten von Aufträgen nehmern in der ganzen Welt verhandeln und abrechnen muß, Sie brauchen sich nur mit einem Kostenanschlag, einer Bestätigung und einer Rechnung zu befassen.

Wichtig aber ist: Ihre Zusammenarbeit mit der Ala verursacht Ihnen keinerlei Kosten! Ganz gleich, ob Sie in Tages- oder Wochenzeitungen werben, in Unterhaltungsblättern oder Fachzeitschriften, an Litfaß-Säulen oder Verkehrsmitteln, durch Filme oder Diapositive, ob im Inland oder im Auslande — wir vermitteln Ihre Aufträge vollkommen kostenlos zu den Originalpreisen der Verleger und Pächter. Die Ala kann für Sie kostenlos arbeiten, weil wir unsere Vergütung von den Aufträgen nehmern erhalten. (Portozuschläge werden nur bei bestimmten Gelegenheits- und Auslandsanzeigen erhoben.)

Die Ala spart Ihnen Zeit, weil sie Ihnen Arbeit abnimmt. Und die Ala spart Ihnen Geld, weil sie die Kosten dieser Arbeit selbst trägt. Die Ala ist der größte Werbungsmittele Deutschlands geworden, weil wir die Sache unserer Kunden zu unserer eigenen machen.



Anzeigen-Aktiengesellschaft

Berlin W 35, Bremen, Breslau 1, Chemnitz, Dortmund, Dresden-M. 1, Essen-Ruhr 1, Frankfurt a. M., Hamburg 1, Hannover M, Kassel, Kiel, Köln 1, Königsberg i. Pr., Leipzig C 1, Lübeck, Mannheim, München 2 M, Nürnberg 1, Stettin 1, Stuttgart

25³ und

45³

Diese Preiswürdigkeit

hat Blendax-Zahnpasta schnell beliebt gemacht. Aber reslos durchgesetzt hat sich Blendax nur dank der guten Qualität. Auch Ihnen wird das günstige Verhältnis von Preis und Güte angenehm auffallen. Blendax reinigt und pflegt Ihre Zähne. Blendax belebt den Blutumlauf im Zahnfleisch und verhütet den Ansatz von lästigem Zahnstein!



Einmal Blendax
immer Blendax!

Blendax

Blendax-Fabrik Dr. Hittel G. m. b. H., Mainz/Rh

38/106

„Interessant“, entgegnete Sahl mit gespielterm Erstaunen, „ich auch. Allerdings nur zwei Semester Chemie... vorher war ich in Kofstock und Halle immatrikuliert... aber Charlottenburg war der Abschluß, ehe ich in Halle promovierte.“

„Sie sind Chemiker, Herr Doktor?“ fragte Barra.

„Ja. Ich besitze eine kleine pharmazeutische Fabrik in Berlin.“

„Ach.“

Sahl hatte keine Bedenken, soviel von sich zu erzählen. Nach seiner Meinung konnte Barra nichts von ihm wissen. Irene hatte ihm bestimmt nicht erzählt, daß er, Sahl, ihr die Finanzierung ihres Studiums angeboten hatte. Für Barra waren es ja die Verwandten, die alles bezahlten.

Trotzdem wurde der junge Mann auf einmal abweisend und antwortete auf Sahls Bemerkungen nur so kurz, wie es die Höflichkeit erlaubte. Schließlich, als sein Essen gebracht wurde, schwieg er ganz und war so vertieft in das Zerlegen und Verspeisen seines Fisches, daß er die Anwesenheit eines Fremden am Tisch ganz vergessen zu haben schien.

Sahl wunderte sich und konnte sich die plötzliche Schweigsamkeit nicht erklären. Nach seiner Erfahrung waren Italiener, die deutsch sprechen oder es auch nur radebrechen konnten, mit solchem Eifer auf Unterhaltung bedacht, daß sie aus Stolz über ihre Kenntnisse gar nicht zu halten waren. Auffällig, daß dieser hier eine Ausnahme machen sollte...

Er betrachtete Barra genau. Der junge Mann schien blaß und mißgestimmt. Zwei senkrechte Falten standen in seiner Stirn, die Lippen waren fest geschlossen, überhaupt schien die ganze Mund- und Rinnpartie hart und gefährlich. Wenn Barra einen Schluck von seinem schwarzroten Wein trank, sah es aus, als kame er ihn mißtrauisch. Am auffallendsten waren vielleicht seine Augen, deren düsterer, verbitterter Blick dem ganzen Gesicht einen Ausdruck von Gelangweiltsein, ja von Ziel aufprägte.

In der Tat spiegelte, was Sahl allerdings nicht wissen konnte, Silvio Barras Gesicht nur die Empfindungen wider, die er im Augenblick hatte — und die waren eben bitter und mißtrauisch und bis an die Grenze des Ekels unangenehm. Er war durchaus nicht so ahnungslos und hatte einen ganz bestimmten Verdacht, wenn er den fremden Mann, dem er Dolmetscherdienste geleistet hatte, einmal verstohlen betrachtete. Vor einer Woche erst hatte Hilde Schott ausführlich geschrieben, wie sie von einem gewissen Dr. Sahl, den sie irrtümlich für den Staatsanwalt gehalten hatte, verhört und ausgehört worden war — über Irene. Und daß dieser Dr. Sahl in Irene verliebt gewesen zu sein schien. Und daß er, wie das Adressbuch angab, Besitzer einer chemischen Fabrik in Tempelhof war. Wenn Barra jetzt den Mann am Tisch ansah, der Chemie studiert und in Halle promoviert hatte, und wenn er sich erinnerte, daß er Irene einmal nach Tempelhof begleitet hatte, wo sie mit „irgend jemandem“ über ein Stipendium verhandelt hatte, weil es ihren Verwandten eben doch schwerfiel, die Studientkosten aufzubringen — so wußte er beinahe genug. Dieser Fremde mit dem kantigen Gesicht und den etwas ungelenten Bewegungen konnte nur Dr. Sahl sein. Uebrigens hatte Irene später erzählt, daß aus den Verhandlungen über das Stipendium nichts geworden war. Möglicherweise hatte sie sogar Krach mit dem Mann bekommen, den sie sonst wohl gern dazu benutzt hätte, die Verbindung mit Pranzel zu beenden. Ob Sahl, wie Pranzel, Liebe für sein Geld verlangt hatte, wußte Barra nicht. Damals hatte er nicht entfernt den Eindruck gehabt, und heute interessierte es ihn nicht. Es interessierte ihn nur, ob die Begegnung mit Sahl, wenn der Fremde tatsächlich Sahl war, auf Zufall beruhte oder ob der Mann ihm nachgeschlichen war, um seine Bekanntschaft zu machen. Was er damit bezwecken konnte, blieb freilich unerfindlich.

Endlich, gegen Ende des Mahles, fand Sahl den Italiener gesprächiger. Er erzählte von Berlin, sprach von seinen beruflichen Aussichten, die er nicht hoch einschätzte, und erwähnte sogar, daß er sich zur Zivilverwaltung nach Massaua gemeldet hatte.

„So weit weg gleich?“ fragte Sahl. „Werden Sie gar keine Sehnsucht nach der Kultur haben? Hält Sie gar nichts hier im Lande... oder auch nur in Europa?“

„Nein“, sagte Barra, „mich hält nichts. Ich pfeife auf die ganze sogenannte Kultur, auf unsere und auf Ihre... und je weniger Menschen ich sehe, desto lieber ist es mir.“

„Sie sprechen wie ein Mann, der vom Leben genug hat. Haben Sie so traurige Erfahrungen gemacht?“

„Ja. In Berlin sogar.“

So viel Offenheit hatte Sahl bei weitem nicht erwartet. Er bekam es fast mit der Angst, daß nun ein Ausbruch mit Geständnissen erfolgen könnte, und bereute es schon, daß er sich freiwillig in die Lage des Zuhörers gebracht hatte. Aber Barra schien sich doch nicht so weit hinreißen lassen zu wollen. Er wechselte jäh das Thema, zahlte dem Kellner, half Sahl wieder bei der Abrechnung und stand dann, zugleich mit ihm, vom Tisch auf.

„Sie gehen gewiß in Ihr Hotel, Herr Doktor“, sagte er mit merkwürdiger Entschlossenheit. „Darf ich Sie ein Stückchen begleiten?“

Sahl erschrak. „Gern“, entgegnete er mit mühsamer Höflichkeit, „ich wohne im Royal.“

„Ein gutes Haus. Haben Sie den Blick aufs Meer?“

„Ja.“

Sie verließen, von Luigi bedient, das Ristorante Bologna und machten sich zu Fuß auf den Weg. Es war ein schöner, lauer Abend, die Straßen wimmelten von Menschen, der ganze geschäftige Friede einer südlichen Stadt lag über Straßen und Plätzen. Auf dem offenen Rund vor dem Schloß spielte eine Kaffeehauskapelle im Freien Melodien von Puccini, die Gäste saßen vor dem Lokal, hörten zu, lachten und plauderten. Vom Hafen her dröhnte die Sirene eines auslaufenden Schiffes, Kutscher fuhren neben dem Bürgersteig her und boten Sahl, den sie sogleich als Ausländer erkannten, eine promenata an.

Sahl und Barra wechselten gelegentlich ein paar Worte, aber es kam kein richtiges Gespräch zustande. Kann er etwas von mir wissen? fragte sich Sahl verwundert und kam wieder zu dem Schluß, daß Barra keine Ahnung haben könne. Der Gedanke an Hilde Schott kam ihm nicht.

Schließlich, als sie schon auf der prächtigen Uferstraße Via Partenope waren, blieb Barra stehen, lehnte sich gegen die steinerne Einfassung, unter der schon die Wellen des Mittelmeeres klatschten, und fragte unvermittelt: „Sagen Sie bitte... Sie sind nicht zufällig Herr Doktor Sahl?“

(8. Fortsetzung folgt.)

Der Tod im Tann

Förster im Kampf gegen die Geißel der Wälder

Von Curt Strohmeier

Inhalt des bisher erschienenen Teils:

Auf einer Waldlichtung in der Rhön sitzen in einer stürmischen Frühlingsnacht zwei Jahre vor dem Weltkriege acht Zigeuner am Feuer. Ein paar Frauen sind auch da, sie hocken in achtbarer Entfernung eng beieinander und stieren fröstelnd hinüber nach der wärmenden Glut. Lange Zeit fällt kein Wort, dann stößt der Häuptling des Stammes, ein großer Mann mit einem schwarzen Knebelbart, die Worte hervor: „Erzähle, Franz...“ Und Franz erzählt, daß die Zigeuner nirgends mehr Ruhe fänden, seit die Brüder Ebender bei Fulda den Förster Romanus erschossen haben. Franz ist vor den Untersuchungsrichter in Fulda gebracht worden, der hat ihm auf den Kopf zugesagt, daß die Ebenders zu seinem Stamm gehörten. Er werde sie so lange durch ganz Deutschland jagen lassen, bis sie die drei Brüder ausgeliefert hätten. Bei diesen Worten sehen fünf der Männer am Feuer zu den drei anderen hinüber, die eng zusammenstehen: es sind die drei Brüder Ebender, die man wegen des Förstermordes, wegen Diebstahls, wegen Fahnenflucht, wegen vieler anderer Verbrechen sucht. „Die Leute haben uns in Bann getan“, so erklärt der Häuptling den vieren, die auf seiner Seite am Feuer hocken, „und wenn nichts geschieht, wird es jeden Tag schlimmer werden. Was sollen wir tun?“

Die drei Brüder Ebender rücken zusammen. Die fünf anderen sehen schweigend und nachdenklich zu ihnen hinüber.

„Ihr drei Ebenders“, sagt da der Häuptling mit befehlender Stimme, „wer von euch hat am 15. Februar den Förster Romanus in Niesig bei Fulda erschossen?“

Ernst Ebender richtet sich auf: „Es war Hermann!“ und er zeigt dabei auf den jungen Zigeuner zu seiner Rechten.

Der Häuptling lacht spöttisch auf: „Wer dir das glaubt, Ernst Ebender! Ich will dir sagen, warum es Hermann gewesen sein soll: Ihr meint, man wüßte sein Geburtsdatum nicht, und ihr wollt dem Richter glaubhaft machen, daß er noch nicht achtzehn Jahre alt war, damit er nicht zum Tode verurteilt wird und ihr so davonkommt. Aber wißt ihr, was der Richter tun wird? Er wird euch zwei verschiedene Geschosse zeigen. Denn der Förster hatte zwei Schüsse. Dann wird er sagen: Es waren doch zwei, und wird auch den zweiten Täter feststellen! Aber schließlich, was geht das mich an! Ich will euch nur fragen: was wollt ihr jetzt tun?“

Auslachend erklärt Ernst Ebender: „Uns verbergen und ein gutes Leben führen. Und schießen, wenn einer kommt!“

Der Häuptling nickt. Das hat er erwartet. Er greift behutsam in die Tasche und zieht eine große schwere goldene Uhr heraus, die Ernst Ebenders Augen gierig aufleuchten läßt. Gewissenhaft sieht er in der Nähe des Feuers auf das Zifferblatt. Und damit es alle hören, welche Zeit es ist, läßt er das Werk repetieren. Es ist halb zwei Uhr.

„Hört mein Urteil“, sagt da der Häuptling laut: „Bis fünf Uhr in der Frühe dieses Tages haben Ernst und Wilhelm und Hermann Ebender mit ihrem Anhang Vorsprung. Um fünf aber...“, er holt schnaufend Luft, um seine Worte zu unterstreichen, „um fünf gehören Ernst und Wilhelm und Hermann Ebender nicht mehr zum Stamm. Um fünf sind sie keine Zigeuner mehr. Jeder kann sie verraten, jeder kann sie niederschlagen, jeder kann sich an ihren Weibern vergreifen und ihre Kinder quälen. Jeder von meinem Stamm und von einem anderen kann sich ohne Schaden für sich und seine



Was fehlt Ihnen?

Sie fühlen sich sonst gesund, und doch fehlt Ihnen etwas. Wie würden Sie sonst so mißgestimmt, niedergedrückt, leicht entmutigt, freudlos und arbeitsunlustig, kurz: nervös sein. Es fehlen Ihnen wahrscheinlich die Betriebsstoffe, deren die Nervenzellen bedürfen, um den Menschen mit Tatenslust, Frohsinn und heiterer Soralosigkeit zu erfüllen. Darum sollten Sie

BIOCITIN

nehmen. Denn Biocitin ist ein wirksames, seit drei Jahrzehnten bewährtes Nervennährmittel und darum geeignet Ihre Nervenzellen mit neuen Betriebsstoffen aufzufüllen, zu kräftigen, Ihre Laune, Schlaf und zugleich auch



Ihre Aussehen zu verbessern.

Von 1,70 RM an in allen Apotheken und Drogerien.

Steinhäger- »Urquell«



würzig mild - mit dem bekannten Schinkenbild!



SEIT 1896
Webabzeichen
Namenband
MARKE „BEVO“
welibekannt

BANDFABRIK EWALD Vorsteher
WUPPERTAL-WI
Verkauf nur an Großhändler - Bezugsquellenachweis

Zur Ansicht

alle Markenkameras. Teilzahlung.
Gelegenheitsliste. Photo-Tausch. Der Film.
Interessent verlangt den neuen Filmhalter.
Der Welt größtes Photohaus
Nürnberg
Der Photo-Porst O. N. W. 2

**Reichs-
winterhilfe
Lotterie**

**5 Millionen
Rugewinne**

**Sofortiger Gewinnentscheid
UND PRÄMIENZIEHUNG 30. MÄRZ 1938**

ICH KANN MEINE HÄNDE KAUM MEHR BEWEGEN, SO AUFGESPRUNGEN UND RISSIG SIND SIE.

DA KANN DIR JEDER „ZUNFTIGE“ RATEN: KALODERMA-GELEE!

WENN SIE NOCH HEUTE ABEND KALODERMA-GELEE ANWENDEN, WERDEN IHRE HÄNDE SCHON MORGEN BESSER SEIN.

ABENDS VOR DEM SCHLAFENGEHEN DIE HÄNDE WASCHEN UND ABTROCKNEN. DANN GLEICH KALODERMA-GELEE EINREIBEN.

NUN, WAS HABE ICH GESAGT? KALODERMA-GELEE IST WIRKLICH EIN WUNDER!

Rote und rauhe Hände werden zart und glatt durch:

KALODERMA-GELEE

DAS SPEZIALMITTEL
ZUR PFLEGE DER HÄNDE

IN TUBEN ZU
RM.-27,-45 u.-90

F. WOLFF & SOHN · KARLSRUHE



**RÜCKBILDUNG
BEGINNENDER KARIES**

— als 2. Fortschritt:



Beginnende Karies (Zahnfäule) zeigt oft Verfärbungen im Zahn (Kreideflecke). Die biologisch wirkende Pergenol-Zahnpasta vermag oft sogar diese angegangenen Stellen wieder neu zu verkalken und somit beginnende Karies zurückzubilden. Solche wiederverkalkten Stellen sind gegen neue Angriffe von Karies widerstandsfähiger als vordem.

Achten Sie bitte auf unsere Anzeigerserie, sie erklärt Ihnen nachstehende neue Entdeckungen der Wissenschaft und ihre Verwertung in der Pergenol-Zahnpasta:

- 1. Fortschritt: Kariesverhütung
- 2. Fortschritt: Rückbildung beginnender Karies
- 3. Fortschritt: Befreiung von Zahnschmerzen
- 4. Fortschritt: Reinigung ohne Schleifschäden
- 5. Fortschritt: Erfrischender Schaum ohne Seife

Fragen Sie Ihren Zahnarzt! Fordern Sie aufklärende Schriften von Ihrem Fachhändler oder direkt bei den Byk-Guldenwerken A. G., Berlin NW 40

Hier abtrennen

Senden Sie mir kostenlos Aufklärung über die Wirkungsweise der Pergenol-Zahnpasta:

Name:

Adresse:



-.50
-.80

Aus den gleichen Werken: **Pergenol-Kugeln** Schützen vor Erkältungen Dosen zu RM -.75 u. 1,35

Sippe das Geld verdienen, das auf ihren Kopf gesetzt ist.“ Der Häuptling steht auf und streckt die Faust nach den drei Ebenders aus: „Am fünf, da sind die Ebenders mit Weib und Anhang geächtet, gehezt, verfolgt, und sie sollen nicht zur Ruhe kommen, ehe man sie hat! Ich sage noch mal: es ist jetzt halb zwei. Um fünf gilt mein Spruch!“

Hoch aufgeredt steht der Zigeuner am Feuer. Die Weiber haben sich herangedrängt, eine der Frauen schreit bei dem Spruch laut auf und bricht wimmernd zusammen. Die drei Ebenders sind ebenfalls aufgestanden. Sie haben alle drei die Arme über der Brust verschränkt. Man merkt ihnen nichts an, nur daß ihre Gesichter im Schein des Feuers bleicher geworden sind. Die anderen vier sitzen schweigend am Feuer, als wären sie an der ganzen Sache unbeteiligt.

Eine lange Weile ist Schweigen. Nur die Frau wimmert in sich hinein. Plötzlich greift Ernst Ebender unter den Rock, hat im gleichen Augenblick eine Pistole in der Hand, die an einer langen Kette an seinem Leibe hängt. Er schwenkt sie über seinem Kopfe und schreit: „Kommt, Ebenders! Und wehe, wer uns anrührt!“

Er wendet sich talab und stürmt davon. Hinter ihm drein laufen seine beiden Brüder. Dichtauf folgen drei Frauen und verschiedene Kinder. Am Feuer steht noch der kleine weiße Hund. Wo gehört er hin? Er läuft rasch um das Feuer und beschnuppert jeden der Männer. Dann tupft er die Nase auf die Erde, als suche er nach einer Spur. Aber bevor er der Spur folgt, bleibt er stehen und knurrt die Männer giftig an. Kurz darauf ist auch er im Hochwald talab verschwunden.

Ueber die Lichtung klingt der Ruf des Rüzghens. Da löst sich dort, wo der Weg nach dem Kloster Kreuzberg führt, eine Gestalt aus dem Dickicht und kommt langsam heran.

Sechs Männer stehen jetzt um das Feuer. Es ist am Bergglimmen.

Der Häuptling wischt sich trotz der Kälte den Schweiß von der Stirn. „Ihr habt alle den Spruch gehört“, sagt er. „Es bleibt dabei. Ich wollte, ich hätte so etwas nie gebraucht gegen meinen eigenen Stamm. Aber sollen wir ihretwegen verhungern? Das geht nicht. Es bleibt dabei: um fünf gilt mein Spruch.“

Ohne große Umstände geht ein Mann nach dem anderen fort. Schließlich steht nur noch der Häuptling allein da. Auch die Frauen sind alle davon.

Da löscht der große, stattliche Zigeuner mit dem runden Gesicht und dem Knebelbart sorgfältig das Feuer, steckt sich mit dem letzten glimmenden Hölzchen eine letzte Zigarette an und geht langsam über den Berg nach Westen. Leer liegt im ersten Dämmerchein des Morgens die Lichtung, als wäre das Gericht darauf nur der Spuk einer Frühlingsnacht gewesen.

Nur ein Häuflein verkohlter Asche bleibt zurück ...

Die alte Zigeunerin

Das Zimmer des Untersuchungsrichters in Fulda unterscheidet sich in nichts von anderen Zimmern dieser Art in einem preussischen Gericht. Der solide Eichentisch, der Stapel Akten, der Geruch von Papierstaub, ein paar Bilder an der Wand.

Der Untersuchungsrichter ist ein noch jüngerer Mann mit energischen, sympathischen Zügen. Seine kräftige Gestalt beugt sich jetzt über ein Aktenstück, und seine lebhaften blauen Augen gleiten darüber hin. Plötzlich klappt er es zu und drückt auf einen Klingelknopf. Der Gerichtsdienner kommt herein und wünscht einen Guten Morgen. Der Richter grüßt wieder. „Habt ihr der Akten ordentlich zu essen und zu trinken gegeben? Da scheint sie mir wild drauf zu sein, und ich will nun endlich etwas von ihr wissen. Ja? Na, dann wollen wir mal sehen. Also bringen Sie sie her.“

Wenige Minuten später schiebt der Diener eine Person in das Zimmer herein, deren grotesker Anblick dem Richter ein Lächeln abnötigt. Wahrscheinlich ist die Frau noch gar nicht sehr alt, vielleicht so um die fünfzig. Zigeunerinnen heiraten früh und altern nicht minder früh. Die Frau hat versucht, sich das Haar mit Kämmen, die einen breiten Rand aus unechten Brillanten tragen, aufzusteden. Aber das ist ihr nicht gelungen. Speckig und fettig fällt es auf die Schultern, um die ein Schal gehüllt ist, der in allen nur möglichen Farben schillert. Das Gesicht ist verfallen, die Backenknochen stehen weit vor. Allein mit einer gewissen Eitelkeit trägt das Weib ihre himmelblaue Bluse, die früher einmal ein Prachtstück aus feiner Seide gewesen sein muß. Um den Leib hat die Frau einen feuerroten Rock, der am Fuß ein paar dünne schwarze Streifen trägt. Darunter schauen schwarze Strümpfe und fast elegante braune Stöckelschuhe hervor.

Die Frau kommt herein, indem sie mit ihren dünnen Händen kokett den Schal über ihre Brust schlägt und einen Knix macht. Im gleichen Augenblick überschüttet sie schon den Richter mit einem Schwall von Reden, deren Zusammenhang wir und deren Inhalt bedeutungslos ist. Der Untersuchungsrichter kennt das. Er hat in den letzten Wochen und Monaten fünfzig oder sechzig Zigeuner vernommen, hat sich mit unendlicher Mühe durch die wirrsten verwandtschaftlichen Verhältnisse hindurchgewunden, hat das Seelenleben der Zigeuner bis ins kleinste studiert, weiß längst, daß manche von ihnen verbrecherische Neigungen haben, mindestens Neigungen zu Gaunereien, kleinen Diebstählen und Betrug. Er weiß, wie sie mit den Mitteln eines raffinierten und seit Jahren geübten Schauspielers selbst einen Richter zu täuschen wissen, wie sie mit falschen Papieren, mit tausend Namen, mit der berühmten unbekannt Person, mit Beschuldigungen gegen Gendarme und Kriminalbeamte und nicht zuletzt mit einer großartig gespielten Armut der Seele und des eigenen Lebens um Beweise, Zeugenaussagen und Tatsachen herumreden.

Dieser Richter mit feiner Nervenfrische und seinem sportgestählten Körper hat manchmal geglaubt, solch einem verworrenen Stoff, solch einem Durcheinander von Aussagen nicht gewachsen zu sein, denn durch die Kleinarbeit schwoll die Untersuchung der Mordsache Romanus zu einem gewaltigen Berg von Aktenstücken an, ohne daß sich ein klares Ergebnis zeigte. Daher legt sich der Richter auf die in diesem Falle einzig richtige Technik der Untersuchung. Er läßt den Wortschwall der Zeugen über sich ergehen, spart sich seine Kräfte ruhig auf, und wenn der andere am Ende seiner schauspielerischen Kräfte ist, dann beginnt er mit seinen Fragen, die wie ein Vernichtungsfeuer über den Zeugen herabprasseln. Auf diese Art hat er erfahren, was er erfahren will. Auf diese Art hat er auch die ganze Bande einzuschüchtern gewußt und wahrscheinlich sogar erreicht, daß sie mindestens die Mörder nicht mehr unterstützt, vielleicht sogar verraten wird.

Nur diese alte Frau ist übriggeblieben. Mit der Hartnäckigkeit und Zähigkeit, die ihrem ganzen Aussehen entspricht, redet sie seit Wochen um die Dinge herum. Und auch heute wieder: „Herrchen, liebstes, bestes Herrchen! Großer Gott, du siehst, ich bin eine alte Frau. Mit einem Fuße stehe ich im Grabe. Und, liebstes Herrchen, meine Söhne, sie haben mich mit dem anderen Fuß auch schon hineingebracht. Einer erschossen. Einer hingerichtet. Nun hab' ich nur noch drei, liebstes, bestes Herrchen! Laß mir die drei! Sie sind die Freude meines Alters! Und sie haben nichts getan, was sie nicht tun dürfen. Nein, nein! Ich kann es nicht glauben...“ So geht das eine Stunde lang ...

Endlich ist sie soweit. Endlich sieht sie den Richter verständnislos aus ihren großen schwarzen Augen an. Sie merkt, daß alles nichts hilft. Der Untersuchungsrichter hat sich eine Zigarre angesteckt. Er liest in seinen Akten und hört gar nicht zu. Da ist die Alte still und sieht den Richter groß an. Sie sagt nur noch einmal: „Habt doch Barmherzigkeit mit einem alten Weibe, das mit zwei Füßen im Grabe steht, bestes Herrchen...“ Dann tritt sie zurück, wischt sich mit dem schreiend bunten Schal durch das Gesicht und läßt sich erschlaft auf einen Stuhl fallen.

Jetzt spricht der Richter. Er fragt ganz ruhig: „Na, hat das Essen geschmeckt?“

Die Frau steht den Mann fragend an. Sie hockt jetzt da, sprungbereit wie ein Raubtier; denn sie weiß nicht, wo der Richter hinauswill. Aber dann ist sie schon wieder gleichgültig wie eine Katze, die sich nicht anmerken lassen will, daß sie auf Beute lauert. Sie nickt sogar leicht mit dem Kopfe.

„Ja“, fährt der Richter fort, „so gut wie hier hast du es wahrscheinlich noch nie gehabt, Alte. Immer schönes Essen. Keine Sorgen. Ein bißchen im Hof spazierengehen und ein bißchen arbeiten. Schöner kann man es ja nicht haben...“

„Ach, bestes Herrchen“, sagt die Frau und seufzt tief auf.

Der Untersuchungsrichter setzt sich hinter seinen Tisch und blättert achsellos weiter in den Akten: „Ja, Alte, lange dauert das nun nicht mehr. Ich möchte dich nur noch deinen prächtigen Söhnen gegenüberstellen. Dann kannst du laufen, wohin du willst. Vorausgesetzt natürlich, daß sich da nicht etwas wie Beihilfe zum Mord herausstellt.“

Plötzlich heften sich die Augen des Richters auf eine Notiz in den Akten. „Sieh da, Alte“, sagt er, „das wird dich sicherlich interessieren. Da ist bei mir ein Zigeuner gewesen, der hat mir gesagt, daß er weiß, wo die Ebenders sind.“ Lauernnd sieht er einen Augenblick die Alte an. Die sitzt gleichmütig und zusammengesunken auf ihrem Stuhl.



Zigeuner am Lagerfeuer neben ihrem Wohnwagen.

Archiv Deutscher Verlag

Da fragt der Richter langsam: „Kennst du vielleicht den Zigeuner Budschinski? Ja. Sieh da, das wußte ich. Der ist nämlich von deinem Stamme. Siehst du, und der hat es mir gesagt!“ Die Alte springt vor wie ein Raubtier und

greift dabei mit ihrer knochigen Rechten durch die Luft: „Das ist nicht wahr! Der Budschinski kann nichts gesagt haben, weil er nichts sagen darf! Gerade weil er von meinem Stamme ist! Oder aber er lügt.“

20 Pf.



Wer einen „Koralle“-Leser fragt

wie ihm sein Blatt gefällt, wird selber einer! Der reiche, vielseitige Inhalt ist's, der keinen mehr losläßt, die gute Laune, die ansteckend wirkt. Im heutigen Heft finden Sie unter anderem ein großes Preisausschreiben mit lustigen Rätsel-Fotos und amüsante Bildberichte über Braut-Werbung und Liebeserklärung einst und jetzt, über das Wunder des Nordlichts, über Operationen an Tieren, über Wahnsinn — echt und gespielt. Viele Bilder, viel zu lesen und viel Humor! Überall bekommen Sie die „Koralle“ für 20 Pf.

Das durch deutsches Reichspatent geschützte Herstellungsverfahren bedingt, daß im „Neo-Silvikrin“ die Aufbaustoffe des Haares in resorbierbarer Form gelöst enthalten sind. Die schwefelreiche Albumose „Cystin“ sei besonders genannt, ein wertvoller Stoff, der nach Heffter als Pseudooxydase ebenso interessiert, wie das Tryptophan, das nach Hopkins unbedingt zum Zellaufbau gehört, und auch Haarwachstum ist Zellwachstum. Diese für sich gesehen außerordentlich kostspieligen Haaraufbaustoffe können nur deshalb kosmetisch verwandt werden, weil sie durch unser patentiertes Verfahren preiswert erfaßt werden können.

Neo-Silvikrin bedeutet



Haarwuchspflege

Fluid „Stark“ für Haarmuchs
Fluid „einfach“ zur tägl. Haarpflege
Shampooon zur hyg. Kopfwäsche
In einschläg. Geschäften erhältlich

PREISE:

- „Stark“ von M 7.20 bis herab zu M 4.50
- „Einfach“ von M 5.70 bis herab zu M 1.20
- „Shampooon“ v. M 1.35 bis herab zu M -.40

In
6 Jahren vom
Boten „Fritz“
zum
Versandleiter Friedrich W.



Die Geschäftsleitung hatte bald bemerkt, was in dem jungen Fritz steckte: Er war aufgeweckt, umsichtig und stets sorgfältig gepflegt. Besonders als die Zeit herangekommen war, wo er sich regelmäßig rasieren mußte, zeigte sich seine Vorliebe für ein tadellos gepflegtes Aussehen. Niemals sah man ihn unrasiert.

Seinem Vater aber blieb er dankbar für den guten Rat, den dieser ihm vor Jahren gegeben hatte: Rasier' Dich immer mit Palmolive-Rasiercreme!

Die mit Olivenöl hergestellte Palmolive-Rasiercreme zeichnet sich durch vier hervorragende Eigenschaften aus:

- 1 sie entwickelt rasch einen starken Schaum,
- 2 sie erweicht den härtesten Bart sofort,
- 3 ihr Schaum trocknet während des Rasierens nicht ein,
- 4 sie verbietet jeglichen Hautreiz.

Wer sich rascher, angenehmer und hautschonender rasieren will, folge Herrn W-s Beispiel, denn es heißt nicht umsonst:

Mit PALMOLIVE eingeseift - ist schon halb rasiert!

EISU Stahl-Betten Schlafzim Kinderbetten, Holz-Stahlfeder- u. Auflege matr., an alle. Teilz. Katal. frei. Eisenmöbelfabrik Suhl/Th.



Werden sie morgen früh genau so froh sein?

Oder kommt dann der „Kater“? Bei aller Tierliebe sollte man ihm doch aus dem Wege gehen, wo man kann. Und man kann's — mit einer Spalt-Tablette. Dieses bekannte Spezialmittel gegen Kopfschmerzen beweist an einem dumpfen Kopf nach frühlichem Abend mit Leichtigkeit seine hohe Wirksamkeit. Das Angenehme ist, daß Kopfschmerzen meist gar nicht erst aufkommen, wenn man vorher eine Tablette nimmt. Die große Bedeutung der Spalt-Tabletten liegt u. a. darin begründet, daß sie auch die spastischen Ursachen der Kopfschmerzen erfassen! Zu jeder 20er-Packung der „Spalt-Tabletten“ erhalten Sie eine Flachdose, die in der kleinsten Tasche Platz hat. Zu haben in allen Apotheken.



Ein kleines Nickerchen
erfrischt wunderbar. Aber dazu muß der Lärm ausgeschaltet werd. durch OHROPAX-Geräuschschützer. Plastisch formbare Kugeln zum Abschließen des Gehörganges. Schachtel m. 6 Paar RM 1,80 in Apotheken, Drogerien u. Sanitätsgeschäften. Max Negwer, Potsdam 7

Schwäche, vorzeitig, d. Männer, heilbar durch das auf Grund 25 Jähr. Erfahrung hergest. Präparat „KAOTA“ in d. Apothek. Zusendg. d. aufklärd. Schrift m. Probe veranlaßt g. 24 Pf. verschloss. ohn. Abs. Chemiker KAESBACH, Berl.-Wilmd. P. 21 Postf. 2

Damenbart Sichere Beseitigung lästiger Haare durch d. weltbek. Helwakur. Ärztl. verordn. u. sehr bewährt. Reichspatent. Wz. 468509. Goldene Medaille. Groß-Preis Brüssel 1932, London 1933. Dankerfülle, amtlich beglaub. Zuschritt. üb. Dauererfolge. (Ausschleib. d. Nachwuchs.) Kleinkur 2.75, stark 3.25, Originalkurs 5.50 u. 6.50 Nachn. HELWAKA GMBH, KÖLN 1

Zufriedenheit der Kunden ist mein Leitsatz. Illustriertes Angebot gratis. Sanitätswaren-Versand Arnold, Wiesbaden, Fach 32/P.

Satyrin-Tabletten geg. Alterserscheinungen und sex. Neurasth. Ausk. kostenl. Akt. Ges. Hormona. Düsseldorf 200

UHU Alleskleber Klebt jeden Gegenstand wasserfest, farblos. Klebt: Papier, Fotos, Stoff, Leder, Holz, Glas, Porzellan, Stein, Bakelite, Metall auch beim Zeppelinbau verwendet. in Tuben überall erhältlich ab 20 Pf.

Der Richter wartet, bis die Frau wieder zusammengesunken auf ihrem Schemel sitzt. Er hat eine unheimliche Ruhe. Manchmal sieht der Gerichtsdiener bewundernd zu ihm hinüber. Endlich sagt er: „Siehst du, das kannst du ja nicht wissen, weil du hier schon so lange in Pension bist. Die Ebenders gehören nämlich nicht mehr zu deinem Stamm. Der Häuptling hat sie verflucht und preisgegeben.“

Die Wirkung dieser langsam und nebenfächlich hingeworfenen Worte ist unbeschreiblich. Die Frau wird bleich wie der Tod. Sie kriecht zusammengekauert bis an den Tisch des Richters, daß der Gerichtsdiener besorgt herantritt, sie krallt sich da fest, als müßte sie hinfallen, sie reißt ihren dünnen Mund auf, daß die langen gelben lückenhaften Zähne daraus starren wie die eines Raubtieres. Ihre Augen irren über den Tisch, schließlich bleiben sie bittend an denen des Untersuchungsrichters hängen. Ein paar mal stottert sie vor sich hin. Dann fragt sie mit einer fernen Stimme: „Ist das wahr, bester Herr?“

Der Richter nickt ernst: „Ja. Budschinski hat es gesagt. Der Häuptling hat das Band zerschnitten. Die Ebenders halten sich verborgen in der Rhön. Wir werden sie bald haben. Und die Zigeuner selbst werden sie uns verraten, weil es sonst keinen Frieden mehr für sie gibt. So ist es.“

Die Frau hört zusammengekauert zu. Nun richtet sie sich ganz langsam auf. Sie steht hochgerect da und fragt: „Hat der Budschinski gesagt, daß ich auch aus dem Stamm bin? Oder hat er gesagt, nur die Frauen, die mit ihnen gehen?“

Der Richter denkt eine Weile nach. Er läßt sich Zeit. Er weiß genau, daß er am Ziel ist. Nur jetzt nichts mehr verpfuschen. Nach einer ganzen Weile sagt er langsam: „Er hat gesagt, daß die Weiber mit geächtet sind, aber er hat gesagt, nur die, die mit ihnen gehen. Von dir hat er gesagt, daß du zum Stamm gehörst.“

„So“, sagt die Frau. „So.“ Sie hat plötzlich eine ganz veränderte, eine ganz feste Stimme. Dann sagt sie: „Was wollen Sie wissen, Herr Richter?“

Der Richter winkt dem Diener. Eine Tür öffnet sich, und ein Stenograph setzt sich schweigend an den Richtertisch.

Der Förster mit dem roten Bart

Sachlich beginnt der Untersuchungsrichter: „Sie heißen Marie Ebender, geborene Budschinski — also verwandt mit dem Zeugen, den ich eben nannte, und Sie sind 1854 in Kreuzburg in Ostpreußen geboren. Sie waren verheiratet mit dem Zigeuner und Handelsmann Ebender, gestorben 1907, haben neun Kinder: fünf Söhne und vier Töchter, davon zwei Söhne verstorben. Sie geben folgendes zu Protokoll:“

Während der Richter spricht, nickt die Frau nur immer. Aber jetzt schneidet sie ihm das Wort ab: „Ich gebe folgendes zu Protokoll: Ich bin zusammen mit meinen drei Söhnen, dem 19jährigen Hermann aus Radmühl, dem 23jährigen Ernst aus Michelau und dem 25jährigen Wilhelm aus Auraffen auf Wanderschaft. Wir haben keinen Wagen und kein Pferd. Unser Hab und Gut führten wir in einem Kinderwagen mit. Außerdem waren drei Frauen mit, die von meinen Söhnen — nein, von den Brüdern Ebender die Geliebten sind, und fünf Kinder in jedem Alter.“

„Wovon bestritten sie ihren Lebensunterhalt?“
Die Frau schweigt eine Weile. Dann sagt sie: „Die Männer fingen Wild. Sie haben es auch geschossen. Es gibt da viel Wild am Lauf der Fulda. Außerdem gibt es Pilze und Kartoffeln. Und Holz gibt es auch. Manchmal gibt es auch ein bißchen zu betteln oder zu stehlen oder ein bißchen Geld, wenn man schöne Sachen wahrhaft.“

„Wissen Sie, daß die drei Männer seit längerer Zeit steckbrieflich gesucht werden? Wegen verschiedener Verbrechen?“

Die Frau nickt: „Das kann sein! Aber vielleicht verwechseln Sie sie mit anderen? Zigeuner sehen sich alle ähnlich. Und ihre Papiere sind doch auch alle ähnlich!“

Der Richter merkt, daß er nicht vom Thema abkommen darf, denn die Frau wird sofort widerspenstig, wenn man sie falsch behandelt: „Sie saßen also eines Tages im Walde und kochten eine Reiskeule über offenem Feuer...“

„Wir saßen eines Tages im Walde und kochten eine Reiskeule über offenem Feuer. Da kam plötzlich ein Förster. Es war schon dunkel. Er hatte einen roten Bart, der Förster. Und er verbot uns das Feuer. Aber wir wollten nicht weggehen. Da nahm er sein Gewehr und jagte uns fort. Wir hatten nichts zu essen und kein Feuer. Die Nacht war kalt, und die Kinder schrien. Und wir schimpften auf den Förster. Ernst Ebender sagte, er würde ihn kalt machen, wenn er ihn treffe. Und er hat furchtbar geflucht. Die beiden anderen Männer haben gesagt, sie würden daselbe tun. Die Frauen haben auch mitgeflucht, weil es doch so kalt war.“

„Haben sie dann wieder ein Feuer gemacht?“

Die Frau nickt. „... und einige Tage später sind wir in ein Dorf gekommen. Da hat der Ernst Ebender in der Schenke gefragt, wie denn der Förster mit dem roten Bart heiße. Er wolle sich dort einen Pilzschein holen. Die Leute haben gelacht und gesagt, daß im Februar noch keine Pilze wachsen. Außerdem gebe es zwei Förster mit einem roten Bart. Der eine wohne in Dietershan und der andere in Niesig. Ja, sagte der Ernst, der aus Niesig, der wird es wohl sein.“

Der Richter blättert in den Akten und nickt: „So haben es die Zeugen auch ausgesagt. Uebrigens haben die Ebenders doch auch in dieser Wirtschaft einen Einbruch verübt?“

Die Frau zuckt die dünnen Achseln: „Um diese Sache habe ich mich nie gekümmert. Nachts habe ich geschlafen, wenn sie eingebrochen haben. Sie wollten, daß ich Schmiere stehe. Aber das habe ich nicht getan. Schreiben Sie das auf, junger Mann, daß ich nicht dabei war, sonst wollen die Richter vielleicht auch noch was von mir... Also wir gehen an dem Tage, wo der Förster erschossen ist, durch Kämmerzell. Da kommen ein Gendarm und ein Bauer mit einer Mistgabel, und sie sagen zu den Männern, daß sie warten sollen. Wir sind gleich ausgerissen und haben im Walde gewartet. Das hatten die Männer so befohlen. Und dann haben wir Schüsse gehört. Ich bin hingelaufen und habe gesehen, daß sie alle geschossen haben. Nur der Bauer nicht. Aber plötzlich hat der Bauer geschrien, weil er getroffen war, und da sind unsere Männer weggelaufen.“

Sie kommen in den Wald. Da steht plötzlich der Förster auf dem Wege. Er hat einen roten Bart. Ich flüstere dem Ernst noch zu, daß es nicht der ist, der uns vom Feuer gejagt hat und der die Schlingen im Walde gefunden hat. Ja, Herrchen, ich habe immer gesagt, sie sollen die Rehschlingen nicht so stellen, wie sie die Zigeuner stellen. Und sie sollen keine Zinken legen und keine Schnigel. Aber sie haben ja nicht gehört.“

Der Förster hat die Flinte hintergezogen und hat gefragt, wer von uns Waffen hat. Da haben wir Angst gekriegt, und wir Frauen haben uns um den Förster gestellt, daß er nicht schießt. Und schön gebettelt haben wir, er solle uns laufen

lassen. Aber er hat das Gewehr noch immer unten gehabt. Und plötzlich ist er umgefallen, weil es zweimal geknallt hat. Der Ernst hat ihm das Gewehr weggenommen und hat es über seinem Kopfe geschwungen, und wir sind davongelaufen, weil der Förster um Hilfe geschrien hat. Dann war er tot. Es war gar nicht der, den sie töten wollten.“

„So“, sagt der Richter, „der Förster Spieß sollte also unbedingt getötet werden?“

„Natürlich. Die drei Ebenders haben ihn ja immerzu gesucht.“

„So? Gesucht haben sie ihn? Dann haben sie ja den falschen getroffen. Hatten sie das alle drei vor, den Rotbärtigen zu erschießen? Oder wollte das Ernst besorgen?“

„Alle drei. Das war so am Feuer besprochen.“

„Und wer hat geschossen?“

„Der Ernst, der hat von hinten geschossen. Das habe ich gesehen. Weil ich aber vor dem Förster gestanden bin, weiß ich nicht, wer von vorn geschossen hat. Vielleicht Hermann. Oder vielleicht Wilhelm. Wer weiß das?“

Da schneidet ihr der Untersuchungsrichter das Wort ab und sagt zu dem Stenographen: „Schreiben Sie jetzt das Protokoll und bringen Sie es mir dann zur Unterschrift.“

Die Zigeunerin ist ein wenig zurückgetreten. Plötzlich springt sie vor und beugt sich weit über den Tisch, daß der Gerichtsdiener zugreift. Sie wehrt ihn ab und sagt hastig: „Bester Herr, ich habe nur eine Bitte: bringt mich nicht mit diesen drei Mördern zusammen! Sieh, bestes Herrchen, ich bin von meinem Stamm, und diese drei Mörder sind ohne einen Stamm! Sie sind wie die ausgestopften räudigen Hunde!“ Sie hält ihre knochigen Hände vor das Gesicht, als wollte sie sich jetzt schon dagegen wehren, ihre stammlose Brut zu sehen. Und in dieser Haltung führt sie auf einen Wink des Richters der Gerichtsdiener hinaus.

„Endlich!“ sagt der Untersuchungsrichter und steht auf, um sich zu strecken. „Endlich alle Unterlagen nach Monaten der Arbeit! Endlich eine Handhabe zur Sühne

für diesen gemeinen Förstermord. Aber nun kommt das Schwerste: die Mörder fangen!“

Doch der Richter ist ein Mann am rechten Ort. Noch am gleichen Tage sind alle Unterlagen hinaus, die für die Jagd auf die Mörder nötig sind. Und es beginnt eine Jagd, wie man sie im zwanzigsten Jahrhundert nicht mehr für möglich gehalten hätte.

Die seltsame Fährte

In dem Forstort Wafungen an der Berra wird seit einiger Zeit bedenklich gewildert. Hin und wieder findet sich im Walde auch eine Fährte, die einen charakteristischen Hacken hat. Es ist ein schmaler Hacken wie an einem Damenschuh, dennoch ist der Schuh selbst ein Männerschuh. Man hat den gleichen Abdruck bei verschiedenen Raubüberfällen in letzter Zeit drüben in der Rhön gefunden, außerdem bei nicht weniger als sieben Einbrüchen in Gastwirtschaften und Bauernhäuser. Streckenweise läuft daneben die Fährte eines kleinen Hundes. Aber immer nur streckenweise. Weiter ist erstaunlich, daß die menschliche Fährte stets in umgekehrter Richtung als die Hundefährte führt. Die Gendarmen zerbrechen sich die Köpfe, und der Bevölkerung werden diese seltsamen Merkmale langsam unheimlich.

Eines Tages steht der Revierförster Strudmann an einer Dichtung. Er hat den Schweißhund am Riemen bei sich, und den Drilling hat er scharf geladen. Wieder beugt er sich wie schon so oft über die Fährte mit dem Damenabsatz. Gleich neben der Fährte liegt ein kleines Nestchen. Der Beamte hebt es auf und betrachtet es genau von allen Seiten. Dabei hütet er sich, es in seiner Richtung zu verändern. Denn das Nestchen hat eine frische Schnittfläche, die in eine bestimmte Richtung weist. Schließlich legt er das Nestchen wieder hin und geht vorsichtig Schritt für Schritt genau in der Richtung der Schnittfläche. Nach zwanzig Schritten findet er ein Nestchen von der gleichen Art. Es weicht mit seiner Schnittfläche im rechten Winkel von der bisherigen Richtung ab. Diesmal kommt der Förster bis zu einer Dichtung aus Mißholz, und ohne lange zu suchen, findet er hier vier solcher Zinken, denn daß es sich um Zinken handelt, hat er längst gemerkt.

Die vier Zinken, die da liegen, zeigen jeweils genau auf einen Rehwechsell. Nach einer Stunde mühevoller Arbeit hat der Förster mehr als sechzig Schlingen, die mit dem sogenannten Zigeunerknotten gestellt sind, so gebogen, daß sich nichts darin fangen kann, und aus einer hat er einen inzwischen verendeten Bock mit einem noch ungelegten, sehr guten Gehörn herausgelöst. Das Stück Wild zeigt, unter welcher furchtbaren Qualen es verendet ist, die Erde rings um die Schlinge ist in verzweifelterm Kampf völlig aufgewühlt.

Der Beamte ballt die Faust über den Verbrecher, allein viel Zeit hat er nicht zu verlieren. Er läßt seinen Schweißhund, der auch auf den Mann dressiert ist, von allen Schlingen Bitterung nehmen, dann geht er zurück nach dem Wege, wo der Abdruck des Schuhes war. Dort legt er den Hund zur Fährte. Ein paarmal nimmt er den Hund wieder ab, weil der stets nach der falschen Richtung sucht, doch schließlich kommt ihm das bedenklich vor, und er beugt sich nieder, um die Abdrücke noch einmal genau anzusehen. Er erkennt dann, daß die Fährte falsch herum steht. Der abgefeimte Verbrecher hat Schuhe mit umgedrehter Sohle getragen, so daß er mit den Fehen den Absatz eintritt, was sich unschwer dort feststellen läßt, wo der Schuh etwas tiefer eingefunken ist.

Nun läßt der Förster den Hund gewähren. Der sucht mit der Gewissenhaftigkeit, die Schweißhunden eigen ist, Schritt um Schritt weiter und leitet seinen Herrn schließlich an einen Hang, der über Geröll und Gestein in ein kleines Felsengebiet hineinführt. Der Förster ahnt jetzt, wo der Wilderer steckt. Auf halber Höhe des Hanges ist durch Verschiebung des Sandsteines eine Höhle entstanden, aus der er schon einmal einen Wilderer herausgeholt hat. Er steigt langsam den Hang hinauf, indem er jeden Baum und jeden Stein als Deckung benutzt. Aber gerade wie er den Kopf über einen Hügel schiebt, der die Fläche mit der Höhle dahinter verdeckt, springt der Schweißhund vor und gibt wütend Laut.

In diesem Augenblick steht der Förster ein Weib in der Höhle verschwinden. Er reißt den Hund zurück, denn aus dem dunklen Eingang schiebt sich ein Gewehr- lauf, zugleich knallt ein Pistolenschuß.

(3. Fortsetzung folgt.)

Sein Vater denkt weiter —



Er sieht mit Freude an den Fortschritten des Jungen, daß in ihm eine Begabung steckt und sorgt mit einer Ausbildungs-Versicherung für die Zukunft des Sohnes. „Er soll es einmal leichter haben als ich und seinen Beruf nach Neigung und Fähigkeit wählen können“, das ist der gute Gedanke des Vaters und eine große Beruhigung für die Mutter, die weiß, daß bei dieser Versicherung die Mittel für die Ausbildung auch ohne weitere Beitragszahlung bereitstehen, wenn der Vater nicht mehr leben sollte.



PFAUKRAWATTEN

PFAUKRAWATTEN

SIND RASSIG UND WERTVOLL

Für jeden Geschmack CINZANO



CINZANO

echter TORINO

Seit 1816 - FRANCESCO CINZANO TORINO - Seit 1816

Kann man sein Leben ändern?

Eine Postkarte und eine Antwort

Von Walther von Hollander

Postkarte von gestern früh:

Sehr geehrter Herr!

Seit längerer Zeit verfolge ich mit leisem Lächeln Ihre schriftstellerischen Versuche und Bemühungen um eine Aenderung des Lebensstils im neuen Lebensalter. Glauben Sie wirklich, daß der Mensch, der ein paar tausend Jahre im gleichen Trott gegangen ist, der sich immer gleich genährt, gleich gekleidet und gleich vergnügt hat... daß diese brave Kreatur, homo sapiens, zu ändern ist und daß seine Lebensweise gar durch Ratsschläge geändert werden kann?

Das erste Gesetz des Lebens ist das Gesetz der Trägheit, und niemals wird der Mensch seine Trägheit überwinden. Wie kein Tier sein Fell ablegen kann, so kann auch kein Mensch aus seiner Haut heraus. Gätte es einen Sinn, einen Rat zu geben, so würde ich Ihnen dringend raten, Ihre Bemühungen einzustellen. Aber da jeder Mensch bei dem bleibt, was er tut, so werden auch Sie dabei bleiben, Ihre Arbeiten in den Wind zu schreiben, der seit Tausenden von Jahren alle Bemühungen des Menschen verweht. Trotzdem mit allen guten Wünschen
Ihr

Antwort von heute früh:

Sehr geehrter Herr!

Vielen Dank für Ihre Bemühungen, mich zu ändern. Sie haben recht: Ich bin träge genug, in der einmal eingeschlagenen Bahn zu bleiben, und hartnäckig genug, zu glauben, daß man das Leben des Menschen verbessern, daß man ihn lebensstärker und lebensfähiger machen kann.

Kann man sein Leben ändern? Das ist eine Frage, die nicht mit Nein oder Ja beantwortet werden kann. Ich stamme aus einer Generation, die in einer dauernden Veränderung wenigstens der Lebensbedingungen gelebt hat. Schon als Kinder fanden wir ziemlich vieles falsch, was die „Älteren“ (so nannten wir respektlos unsere Eltern) machten. Wir begriffen zum Beispiel nicht, warum sie Sonntags nach der Kirche im Zylinder und im Schwarzseidenen „Bisiten machten“, die keinen anderen Zweck hatten als Gegenvisiten der Bisitierten — gleichfalls im Zylinder und Schwarzseidenen — hervorzurufen. Wir begriffen nicht, warum sie abends feuzend zu einem Essen von sechs Gängen ausbrachen, um nach einiger Zeit feuzend viele andere Menschen zu einem gleichgroßen Essen bei sich zu sehen, obwohl das alles, wie meine Mutter richtig erkannte, mehr Zeit und Geld kostete, als meine Eltern hatten. Wir fanden die Art, wie wir in der Schule bliffeln mußten, und daß wir tagelang (als Jungen!) nicht dazu kamen, uns körperlich vernünftig anzustrengen, einfach blödsinnig, und darüber, wie unsere Schwestern erzogen wurden, lachten sowohl wir Jungen als auch die Mädchen.

Wir haben damals geschworen, „alles ganz anders“ zu machen, und es sieht ja auch heute ganz anders aus. Der Weltlauf ist unseren Aenderungswünschen sehr entgegengekommen. Von 1914 bis jetzt blieb die Welt in dauernder, genau genommen rasend rascher Aenderung. Ihr Gesicht, ihr Tempo, ihr Stil, ihr Glaube, ihre Tendenzen, Ideale, Wünsche und Ziele sind anders geworden. Das Politische, das Soziale, das Wirtschaftliche, das Künstlerische, das Pädagogische haben eine andere Form und einen anderen Gehalt. Und nur der Mensch — meinen Sie — soll unverändert geblieben sein und wird sich nicht ändern?

Ganz gewiß bleibt der Mensch in manchem das, als was er geboren und immer wieder geboren wird. Er bleibt eiserne bei gewissen Grundgesetzen und Grundgewohnheiten seiner Existenz, und dadurch erhält er sich gewisse Eigenschaften unverändert — so die Trägheit.

Der Mensch hat auch die nahezu unveränderbare Eigenschaft (oder ist das ebenfalls nur Trägheit?), sich oft von seinen eigenen Produkten und Schöpfungen allzusehr regieren zu lassen, statt sie zu beherrschen. Er hat sich von den Maschinen etwa, die doch seine Geschöpfe sind, fast aus der Welt drängen lassen. Beinahe sahen wir die Welt nicht mehr vor lauter Maschinen. Beinahe wurde unser Leben dem Maschinenwesen geopfert. Beinahe schien es einmal, als sei es der Sinn des Lebens, immer bessere, feinere, exaktere Maschinen zu erzeugen und zu verkaufen. Wir haben auch prachtvolle Gedankengebäude aufgebaut und hinter Gedankenmauern die ganze herrliche Natur draußen vergessen. Wir sahen den Wald, die Wiesen, die Gärten, die Felder vor lauter Gedanken nicht mehr.

Der Mensch — das kann man an hundert Beispielen zeigen — läßt sich gern von seinen Schöpfungen und Geschöpfen verführen, das heißt von sich wegführen. Er wird von seinen Fehlern überwunden, von seinen Lässigkeiten übermannt, von seiner Trägheit fortgeschwemmt. Dagegen anzukämpfen und einen neuen Lebensstil zu gewinnen, ist die wichtigste Aufgabe.

Wenn ich mir nun über das „richtige“ Leben des Menschen den Kopf zerbreche, so will ich das „wahre“ Leben des Menschen gewiß nicht ändern. Im Gegenteil, ich will gewisse und teilweise sehr alte und eingefressene Aenderungen aufheben, die nicht eigentlich seiner Natur entsprechen. Ich möchte ihn vor seiner Trägheit befreien, die ganz unnatürlich ist und die zum Beispiel kein Tier kennt, von seiner Instinklosigkeit, die ihn gleichfalls zu seinem Nachteil von vielen Kreaturen unterscheidet. Ich möchte dazu helfen, daß er aus den Fesseln der Passivität erlöst wird, aus der Umklammerung seiner schlechten Gewohnheiten im Denken sowohl wie im Tun,

im Fühlen sowohl wie im Unterlassen. Ich möchte helfen, daß er zu sich hingeführt wird.

Sie sagen, daß kein Tier aus seinem Fell heraus kann. Das ist vollkommen richtig. Aber die meisten Tiere füllen ihr Fell genau und geschmeidig aus. Der Mensch plagt in vielen Fällen entweder beinahe aus seinem Fell oder es schlottert um ihn. Er soll gar nicht aus seiner Haut heraus. Er soll seine Haut genau, natürlich, harmonisch und schön ausfüllen.

Der Mensch an sich braucht nicht geändert zu werden. Denn er hat genug Kraft, genug Weisheit, genug Gleichgewicht, Einsicht, Vorstellungsgabe, Liebesfähigkeit, Leidensfähigkeit und Schöpferkraft, um ein Leben nahezu der Vollkommenheit zu führen. Er könnte, wenn er nur nach seinen Kräften lebte, die ursprünglich und originell, die unverwundlich und immer wieder sprießend in ihm schlummern, er könnte, wenn er nach der Vorstellung lebte, die als Ideal, als Sehnsucht und Wunsch unverwundlich in seine Seele eingebrannt ist, er könnte aus

sich selbst ein Geschöpf machen, wie es vom Schöpfer einst gemeint und in die Welt entlassen worden war.

Dazu bedarf es keiner Aenderung der menschlichen Natur. Man muß nur zuweilen eine Generalreinigung vornehmen. Man muß die Gewohnheiten, die Lebensform, den Denkstil, die Gefühlswelt, die man nicht mehr ausfüllen kann, die man nicht mehr mitfühlen kann, über Bord werfen. Man muß nicht etwa zurück zur Natur, sondern vorwärts zum ursprünglichen Menschen. Man muß aus der Kumpfkammer der Zivilisation heraus, um Platz zu finden für den Aufbau eines Lebens, wie es den natürlichen, geistigen und seelischen Bedürfnissen des Menschen entspricht.

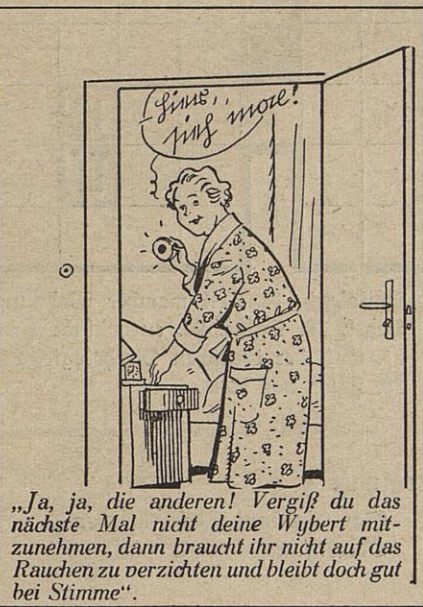
Wir haben das Glück, in einer Zeit zu leben, in der es leicht ist, den Ueberlieferungen und Konventionen, Sitten und Gebräuchen einer versunkenen Zeit zu entgehen und zu menschlichen Lebensbedingungen vorzustoßen. Es ist herrlich, heute zu leben, weil man immer

wieder aufgefordert wird, sein Teil daran zu tun, daß der Mensch zu sich kommt, daß er sich auf seine unüberwindliche Schöpferkraft besinnt, die fähig ist, das ganze Leben, die ganze Welt zu ändern und den Menschen wieder zum Herrn der Welt und des Weltlaufs zu machen.

Ich bin mir bewußt, daß Sie diese Zeilen nicht überzeugen werden, weil doch wenigstens Sie „beweisen“ müssen, daß man den Menschen nicht ändern kann! Und warum? Nur weil manchen Menschen ihre Meinung wichtiger erscheint als das Leben selbst.

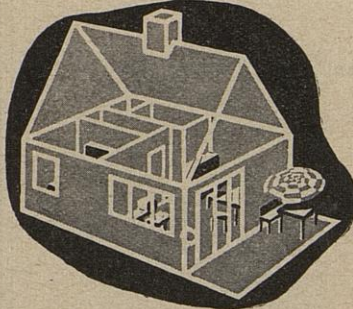
*

Die „Berliner Illustrierte Zeitung“ veröffentlichte vor einiger Zeit eine Aufsatzreihe von Walther von Hollander: „Der Mensch über Vierzig“. Diese Aufsätze, die das besondere Interesse unserer Leser gefunden haben, sind nunmehr, um weitere Kapitel vermehrt, in Buchform unter dem gleichen Titel im Deutschen Verlag, Berlin, erschienen.



Advertisement for Wybert cigarettes, featuring a logo and a man smoking. Text: 'Wybert beugt dem lästigen Raucherkatarrh vor und schützt vor Husten und Heiserkeit.'

Gegen Magerkeit gebraucht man Steiner's altbewährte „Oriental-Kraft-Pillen“ Sie bewirken in kurzer Zeit merkliche Gewichtszunahme, volle Körperformen und gesundes Aussehen; stärken die Arbeitslust, Blut u. Nerven. Gar. unschädlich, ärztlich erprobt. Viele Dankschreiben. 40 Jahre weltbek. Preisgekr. m. gold. Medaill. u. Ehrendipl. Preis (100 St.) RM. 2,50 m. Gebrauchsanzw. Porto extr. (Postanzw. od. Nachn.) D. Fr. Steiner & Co. G.m.b.H., Berlin W 30 / 394



Klug sein, erst Bauwelt-Sonderhefte lesen, dann bauen!

Jedes Heft 1 Mark

Für das Haus

- Nr. 2: 25 heizbare Wohnlauben u. Kleinsthäuser von 1200 bis 6000 M. Wichtiges über Grunderwerb, Finanzierung, Baupolizeiliches, Abbildungen, Schnitte und Grundrisse von Kleinsthäusern.
Nr. 4: 25 Kleinhäuser im Preis von 6000 bis 12000 M. Baukostenangabe, Grundrisse, Vorschläge.
Nr. 5: 25 Zweifamilienhäuser im Preise von 9000 bis 45000 M mit Beispielen für den Einbau von Luftschutzräumen.
Nr. 6: Wir wollen ein kleines Haus bauen. Beispiele und Pläne für schlichte Häuser mit Grundrissen, Schnitten und Beispielen für die Aufteilung des Hauses und der Räume.
Nr. 7: 25 Einfamilienhäuser im Preise von 10000 bis 20000 M. Für gehobene Ansprüche. Mit vielen Abb.
Nr. 9: 25 schöne Landhäuser über 20000 Mark. Häuser mit 6 bis 10 Zimmern. Weitgehende Erfüllung aller Wünsche des Bauherrn.
Nr. 13: 25 Wohnhäuser aus Holz. Grundlegendes über den Bau von Holzhäusern v. 48qm Wohnfläche an.
Nr. 18/19: 50 teilbare Einfamilienhäuser. Bau-summe 8000 bis 12000 M. Ergebnisse des Jubiläums-Preiswettbewerbs der BAUWELT. Neue Lösungen für Einfamilienhäuser, in denen mit geringen Kosten eine Wohnung zum Vermieten abgetrennt werden kann. Preis 2.- M.
Nr. 20: Der Weg zum Eigenhaus. Vom Grundstückskauf bis zum Einzug. Ratschläge, Richtlinien, Fingerzeige und Vorbilder.

Für die Wohnung

- Nr. 8: Wohne schön und richtig. Viele Ratschläge mit 100 Bildern. Form und Anordnung von Möbeln, Tapeten, Farben, Stoffen, Lampen.
Nr. 10: Preisgekrönte Zimmer und andere ausgewählte Beispiele neuzeitlicher Wohn-, EB- und Schlafzimmer-Einrichtungen.
Nr. 14: Behaglich wohnen und was dazu gehört. Einzelheit über geschmackvolle Wohnungsausstattung.

Für den Garten

- Nr. 1: 25 Sommerlauben und Wohnlauben von 100 bis 4000 M. Ansichten, Grundrisse und Schnitte, leichtverständliche Anleitungen.
Nr. 3: 25 Kleingärten von 200 bis 1250 qm. Abbildungen von kleinen Gärten, Bodenbearbeitung, Obst- und Gemüsebau, Kostenangaben.
Nr. 15: Wasser im Garten. Anlage und Unterhaltung von Regentonnen, Wasserlöchern, Vogelbrunnen, Pflanzenbecken, Plansch- u. Schwimmbecken.
Nr. 16: Rund ums Haus. Kleinarbeiten im Garten, Hof und Haus, Spielecke, Sitzplatz, Zäune, Laube, Wege, Spalier, Mistbeetkasten, Futterhäuschen.

Bauen auf dem Lande

- Nr. 1: Kleintierställe. Die Auswahl des Bauplatzes. Zweckmäßige Baustoffe.
Nr. 2: Düngerstätten und Jauchegruben.
Nr. 3: Gärfutterbehälter. Das Heft ist gleich wertvoll für den Baufachmann wie für den Landwirt. Preis 2.- M.

Bestellschein Geben Sie diesen Zettel Ihrer Buchhandlung oder senden Sie ihn direkt an den Bauwelt-Verlag, Berlin SW 68, Bauwelthaus, Charlottenstraße 6. Zustellung der gewünschten Hefte erfolgt dann postwendend gegen Voreinsendung des Betrages zuzüglich 15 Pfennig Portospesen auf Postscheck-Konto Berlin 4570

Form with fields for Heft Nr., Bezeichnung, Name, Ort, Straße.

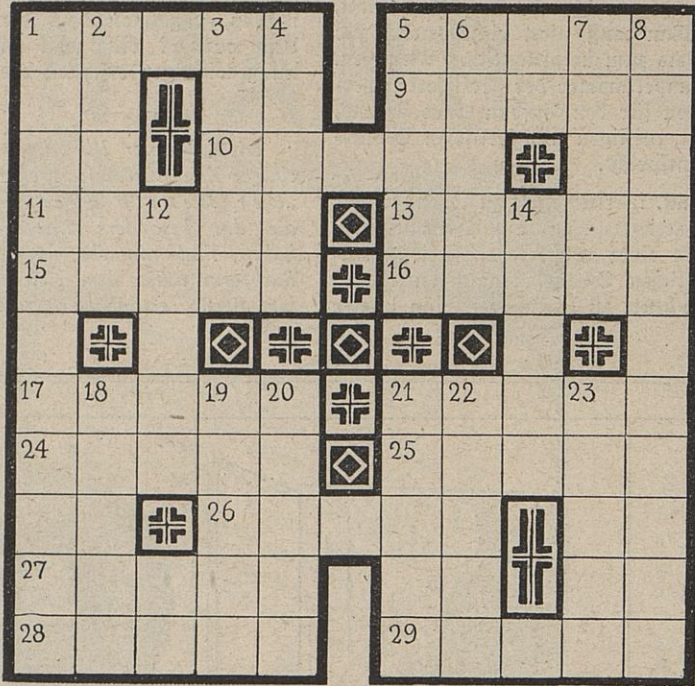
Tempo Taschentücher billiger. Jetzt 20 Stück (statt 18 Stück) für 25 Pfg. imprägniert mit Menthol 30 Pfg. Nur einmal benutzen dann vernichten!

Zu haben in Apotheken, Drogerien, Parfümerien, Sanitäts-, Papierwaren- und Wäschegeschäften.

SIEMENS PROTOS über eine Million im Gebrauch. Die bewährte Kesselbauart. Sorgfältige und schnelle Heimpflege. Prices: RM 74,-, RM 123,-, RM 200,-.

Kreuzworträtsel

Waagrecht: 1. Großer Heeresverband, 5. osteuropäischer Fluß, 9. indische Gottheit, 10. Geschenk, 11. Apparat zur Entnahme von Flüssigkeit, 13. Rüge, 15. Angehöriger eines mythischen Volkes, 16. Titelgestalt eines Romans von Rousseau, 17. Stadt in Italien, 21. Insel der griechischen Zyklopen, 24. Körperschaft der Hansestädte, 25. Gestalt aus Goethes „Iphigenie“, 26. asiatischer Staat, 27. Verbrennungsrückstand, 28. Präposition, 29. Prosaform.



Senkrecht: 1. Asiatischer Staat, 2. französischer Komponist, 3. österreichischer Feldherr, Prinz von Savoyen, 4. Name eines finnischen Sees, 5. Fehlos, 6. französischer Schutzstaat in Hinterindien, 7. männlicher Schwimmvogel, 8. Feldherr im Dreißigjährigen Krieg, 12. englischer Staatsmann und

Philosoph, 14. Teil mancher Wohnungen, 18. Vogel, 19. Pflanze, 20. europäische Hauptstadt, 21. Gott der deutschen Mythologie, 22. Muse, 23. Hafen von Rom.

Zusammenkunft

Haft du Wort vereint gegeben
Ober nicht, mein liebes Kind,

Wort getrennt Personen eben
Ober neun gekommen sind?

Silberrätsel

Aus den Silben:

äh — band — be — ber — bo — de — der
— der — die — e — ein — el — end —
er — gall — ge — ge — gel — go — haus
— häu — il — in — ist — ka — kel —
kunst — kyff — la — län — li — na
— nan — nenn — nie — nie — nied —
nies — no — nois — o — on — re — rer
— rhap — sei — ser — set — so —
spruch — spurt — sten — stimm — tak
— tern — tes — tik — tusch — vist —
wert — wurz — zenz — zer

Sind 24 Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Sinnspruch von Laotse ergeben.

1. Pilz, 2. selbstfüchtiger Mensch, 3. Teil des Treppenhauses, 4. Nebenfluß des Mississippi, 5. heftiger Dialektdichter, 6. Börsenbegriff, 7. Sportausdruck, 8. Hornplättchen am Finger, 9. Gewebe, 10. Verwandter, 11. sieggewohnter Kämpfer, 12. Farnfußgewächs, 13. Stadt an der Loire, 14. Rechtsbehelf, 15. Zweiggeläch, 16. Papstname, 17. Teil des Rehlkopfes, 18. Malgerät, 19. Werkträger im Druckereibetrieb, 20. Kunst der Truppenführung, 21. Blütenstand, 22. Musikstück, 23. Waldgebirge in Nordthüringen, 24. Inbegriff der Heimat.

- 1
- 2
- 3
- 4
- 5
- 6
- 7
- 8
- 9
- 10
- 11
- 12
- 13
- 14
- 15
- 16
- 17
- 18
- 19
- 20
- 21
- 22
- 23
- 24

Fachingen
stärkt die natürlichen Abwehrkräfte

AUTO-WOHNNÄHÄNGER: 690.-, 980.-, 1560.-
KATALOG FREI
BERGERWERK · DACHAU 767 · OBERBAYERN

Der Sammler ruft



zum Winterhilfswort des
Deutschen Volkes! —
Also bist auch Du gemeint.

Briefmarken-Liste. 200S. Text frei. Sellschopp, Hambg., Barkhof 11

Nebenverdienst bis RM. 2400 jährl.
und mehr durch **Champignon-Pilzzucht** im Keller,
Stall, Schuppen, Garten usw. Ich kaufe Pilzernie.
Auskunft erteilt MAX BENECKE, Hamburg 22/199.



Heiser?
Warum das Kratzen
so schnell nachläßt.

Das Kratzen entsteht bekanntlich dadurch, daß die unzähligen winzigen Drüsen in Rachen und Kehle ihre Tätigkeit einstellen, wodurch der Rachenraum austrocknet. Die Sodener Mineralpastillen haben die Eigenschaft, diese Drüsen zu neuer Tätigkeit anzuregen. Damit wird die Trockenheit beseitigt, und auch die Entzündung geht zurück. Die echten Sodener enthalten die Natursalze der bekannten Heilquellen in Bad Soden am Taunus (dem bekannten Heilbad für Katarrhe, Asthma und Herzleiden). Man läßt sie langsam im Munde zergehen. Die natürlichen Heilsalze der Pastille umspülen so durch die Schluckreflexe etwa 15 Minuten lang die entzündeten Schleimhäute. Die hervorragende Wirkung (auch bei Kindern) ist bekannt. In allen Apotheken und Drogerien zu haben. Brunnenverwaltung Bad Soden am Taunus.



Vom Verfasser der Wilderer-Geschichten „Der Tod im Tann“

Curt Strohmeier

erschienen im Deutschen Verlag zwei lesenswerte Bücher:

Meister Bockert

Ein Biber-Roman

Ein einzigartiger Lebensbericht von den letzten deutschen Bibern, die heute an der unteren Elbe hausen, in einem wilden und einsamen Teil unserer schönen norddeutschen Heimat. Strohmeier erzählt, wie das eigenartige Tier lebt und liebt, wie es um die Dame seines Herzens kämpft, seine Kinder erzieht und ihnen die tote Mutter zu ersetzen versucht, mit Fischern und Wilderern Abenteuer erlebt. 40 Photobilder auf Kunstdrucktafeln sind ein einzigartiger Schmuck des Buches. Diese Photos sind unter großen Schwierigkeiten entstanden; unendliche Geduld gehörte dazu, den menschen-scheuen Biber auf die Platte zu bannen. Ein Buch ist entstanden, das den Liebhaber von Tiergeschichten ehrlich begeistert! Ganzleinen 5 Mark.

Mein Hof am Walde

Des Morgens, Schlag 4 Uhr, sind in dem kleinen Dorfe plötzlich ein Dutzend Fenster erleuchtet, und zur selben Zeit hat auch der Hahn auf dem Hofe den Morgen angesagt. Gleich darauf klappern die Holzpantoffeln der Gespannführer über die holprige Dorfstraße. Kurze Zeit danach ist das Dorf wieder wie ausgestorben. Draußen auf dem Felde aber werken und schaffen sie, daß die Rücken krumm und die Hände schwielig werden. Hart und gesund macht dieses Leben, und so sind all die Helden dieses Buches, prachtvoll unmittelbare und humorvolle Menschen. Ihr Leben in der brüderlichen Nähe von Pflanzen und Tieren wird hier geschildert. Ganzleinen 4 Mark 50.

Jede Buchhandlung führt die Bücher von Curt Strohmeier

Kaweco Sport
die schnittige Schreibgarnitur für Sport-Dienst- und Gesellschaftsanzug

ihre Vorzüge:

1. Das bequeme Taschenformat.
2. Der sichtbare Tintenstand erinnert rechtzeitig an die Nachfüllung. Deshalb ist die Kaweco-Sport-Garnitur stets schreibbereit.
3. Die unverwüstliche Kolbenfüllung.
4. Der seidenglatte Schliff der Feder Spitze.

Probieren Sie Kaweco-Sport bei Ihrem Papierhändler.

KAWECO, Wiesloch bei Heidelberg
Die Spezialfabrik neuzeitlicher Schreibgeräte

Suchbild



Hier fehlen ja drei Hasen — wo sind sie?

Zitatenrätsel

1. — Himmel, dieses — ist —!
2. — bin — keiner — mehr —.
3. — Freiheit — der —, das — nach —.
4. — erkenn' ich meine —.
5. — diesem — wirft du —.
6. — muß es —, wo — Sterne strahlen.
7. —, daß — ein — bist.

An Stelle der Striche sind die richtigen Worte einzusetzen, so daß bekannte Zitate entstehen. Deren Anfangsbuchstaben nennen einen modernen Dichter.

Sperren lassen!

Mein Wortbuch fort? O Pein,
O Wort mit „r“ hinein!

Satzreihe

Ich war sehr übel dran; ich weiß nicht wie,
kurz vor verstelltem Wort zerbrach mein Stil!

Das Vorwort fehlt

- Ball, Stand, Kuß, Tuch.
- Vater, Besitz, Dorf, Heide.
- Meer, Ohr, Schule, Punkt.
- Jahr, Straße, Haus, Partie.
- Bahn, Brecher, Hockey, Lauf.
- Kreis, Schutz, Arzt, Freund.

Für die Wörter jeder waagerechten Reihe ist ein gemeinsames Vorwort zu suchen. Die Anfangsbuchstaben der richtigen Lösungswörter nennen, aneinandergereiht, eine Tragödie von Shakespeare.

Tierchutz

Sektor, Nero und so weiter
Rehmt als Wächter und Begleiter,
Aber spannt sie nie vor Wagen,
Denn es könnte leicht geschehen,
Daß als „h“ sie „r“ einst gehen
Unter großen Plagen.

Lösungen der Rätsel aus Nr. 5

So ist es: tatsächlich.
Für gute Sitte: Fingerzeige, Zeigefinger.
Etwas dunkel zwar: Bitta-u. Bittau.

Rösselsprung:
Es blinkt ein Pflug im Thüringer Land,
Den führt eine feste, fröhliche Hand
Durch meine, meine Erde!
Und mein ist der Pflug und mein das Gespann,
Mein die silbernen Birken, der schwarze Tann,
Und mein am Walde die Herde!
Was ist in der Welt ein köstlicher Ding
Als dieses, das ich von den Ahnen empfang!
Ich steige im Frühdunst zu Pferde,
Die Güter der Gasse schiebt fort meine Hand:
Es blinkt ein Pflug im Thüringer Land,
Der geht durch meine Erde!
von Münchhausen.

Silbernrätsel:

Die Tragödie ist die Schule der großen Maenner.
1. Dachsbau, 2. Ideal, 3. Erbsensuppe, 4. Teutobod, 5. Renette, 6. Auber, 7. Gründüngung, 8. Oktober, 9. Crato, 10. Dickens, 11. Jeschias, 12. Elegie, 13. Ingraban, 14. Sanatorium, 15. Tosca, 16. Druiden, 17. Immergrün, 18. Englischhorn, 19. Seerose, 20. Chemiker.

Der Sohn Frig: fehrte.

Mathematik für alle:

X) Stephenson; A) Steppe, B) Dalberg, C) Fedal, D) Berg, E) Henne, F) Andersen, G) Neander, H) Sen, I) Sonde, K) Meter, L) Demeter.

Kreuzworträtsel:

Waagrecht: 1. Wafa, 4. Defer, 5. Arie, 6. Amen, 8. Solbein, 10. Riga, 11. Galo, 12. Alane, 13. Lund.
Srecht: 1. Weinbrand, 2. Ase, 3. Artona, 4. Orel, 5. Amor, 6. Ahrtal, 7. Bigo, 9. Eile, 11. San.
Im Schneesturm: ta(u)m.



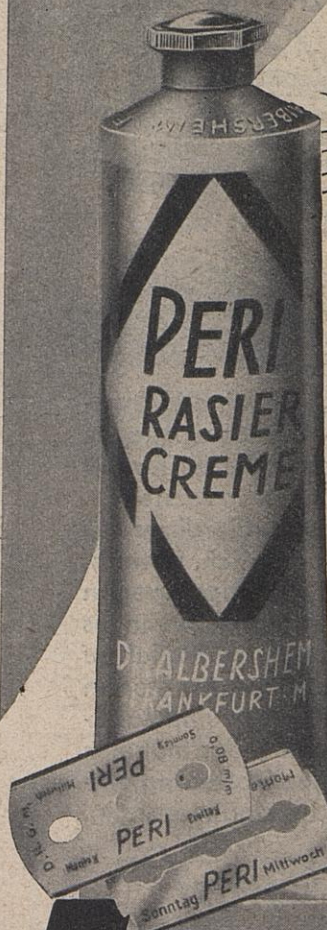
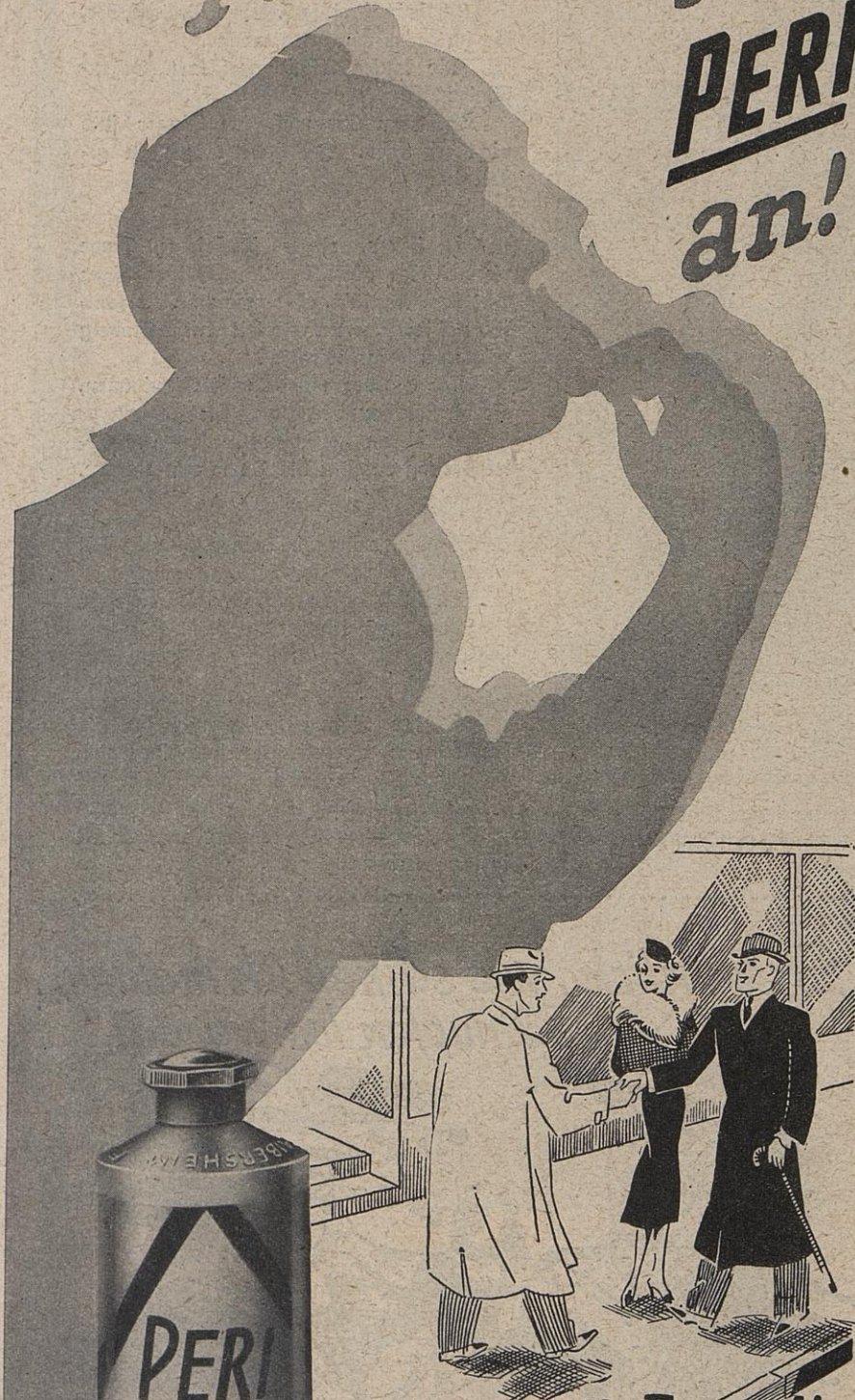
Geschichte von 2 Runzeln

Frau B. entdeckte eines Tages die erste Runzel. In ihrer Angst vor dem Altwerden überfah sie eine andere „Runzel“, die sie in Wirklichkeit viel älter machte: einige dunkle Stellen an den Zähnen. Wovon aber kamen diese dunklen Stellen? Sie kamen davon, daß Frau B. ihre Zähne nicht auch am Abend putzte. Wenn man immer schöne Zähne haben will, muß man sich die Zähne vor allem abends putzen — und zwar mit einer Zahnpasta, die durch ihre kräftige Reinigungswirkung auch die engsten Rillen und Lücken säubert. Das aber tut die Nivea-Zahnpasta.



40 Pf. die große Tube
25 Pf. die kleine Tube

Fang den Tag
mit
PERI
an!



Als wertvolle Freundin

erweist sich immer wieder **PERI** Rasier-Creme für Männer, die es eilig haben. Wenn man damit rechnen muß, auf Schritt und Tritt Bekannten oder Geschäftsfreunden zu begegnen, sollte man stets korrekt angezogen und vorbildlich glatt rasiert sein. **PERI** Rasier-Creme hilft, die inneren Widerstände gegen häufiges Rasieren zu überwinden, da sie die Rasur in jeder Weise erleichtert. Sie schäumt schnell und reichlich und macht die Stoppeln so gründlich weich, daß sie von der extra dünnen, handgeschliffenen, fachmännisch geprüften **PERI** Rasier-Klinge für 18 Pfg. mühelos und hautschonend entfernt werden können. Normaltube 50 Pfg. Große Tube M 1.—

PERI Rasier-Creme
und Rasier-Klinge

39093

Auf diese Nummer fiel zweimal das Große Los

Man schrieb das Jahr 1800 und spielte die dreizehnte Lotterie — die dreizehnte seit 1794, dem Gründungsjahr der königlich-preussischen Staatslotterie. Der große Augenblick war da: die beiden Waisenkneben griffen in die Trommeln des Glücks, erfaßten irgendeines der vielen Röllchen und reichten es mit zitternden Händen dem aufgeregten Sprecher. Der öffnete es flugs und verkündete laut und vernehmlich: „Das Große Los ist auf die Nummer 39093 gefallen, die Spieler haben insgesamt 30 000 Reichstaler gewonnen.“

Wer waren die glücklichen Gewinner? Berliner? Nein, diesmal hatte Fortuna ihr Füllhorn über Danzig und auch ein wenig über Schlesien ausgeschüttet, wo ein armer Schlächtermeister über Nacht reich wurde. Doch nach den Gewinnern fragten wenige, das Interesse galt der Glückszahl 39093. Diese fünfstellige Zahl, die, von vorn und von hinten gelesen, gleich lautete, war bald in aller Mund. In den Salons, in den Bürgerhäusern und an den Stammtischen wußte man ein Langes und Breites darüber zu erzählen. Manch einer notierte sich die Glückszahl auf einem Zettelchen, das er wohl verwahrte und daheim beim spärlichen Lampenschein wieder austramte. Während das Papier geheimnisvoll knisterte, gaukelte die Phantasie alle möglichen und unmöglichen Dinge vor. Dazu kam noch, daß Zahlenmystiker und Zahlenmagier, an denen es damals in der „guten alten Zeit“ wirklich nicht mangelte, der von der Glücksgöttin bevorzugten Zahl 39093 mit allen Regeln ihrer schwarzen Kunst zu Leibe rückten und sie als Glückszahl erster Ordnung priesen.

Bei der nächsten Lotterie wurde die sensationelle Nummer 39093 daher stürmisch begehrt. Doch die Hoffnungen, die man darauf gesetzt hatte, erfüllten sich nicht. Weder bei dieser Ziehung noch bei den nächsten wurde die Nummer 39093 gezogen, und man vergaß sie schließlich. Einer nur blieb ihr treu: der schlesische Schlächtermeister. Nichts vermochte seinen Glauben an das Glückslos zu erschüttern, er behielt es unentwegt weiter.

Man schrieb das Jahr 1825 und spielte die einundfünfzigste Lotterie. Wiederum griffen zwei Waisenkneben in die Trommeln des Glücks und reichten zwei unscheinbare Röllchen heraus. Der Sprecher entfaltete sie mit zitternden Händen und verkündete: „Das Große Los ist auf die Nummer 39093 gefallen, die Spieler haben insgesamt 100 000 Reichstaler gewonnen.“ Der alte schlesische Schlächtermeister heimste seinen Gewinnanteil ein, verlebte noch einige sorglose Jahre und war so für seine Treue und Ausdauer reichlich belohnt.

Wieder drang der Ruhm des Glücksloses mit der leicht zu behaltenden Zahl 39093 bis in die entlegensten Landesteile, und für die nächste Ziehung war es so begehrt wie kein zweites. Allein der Erfolg blieb nun dauernd aus. Aus der Verfertigung, in der sie nach 1825 verschwand, ist die Glückszahl seitdem nicht mehr emporgestiegen. Es soll aber noch immer Unentwegte geben, die darauf schwören. Vielleicht — denn aller guten Dinge sind drei!

Dr. Karl Baumann

25 Pfennig für die Madonna des Jan van Eyck

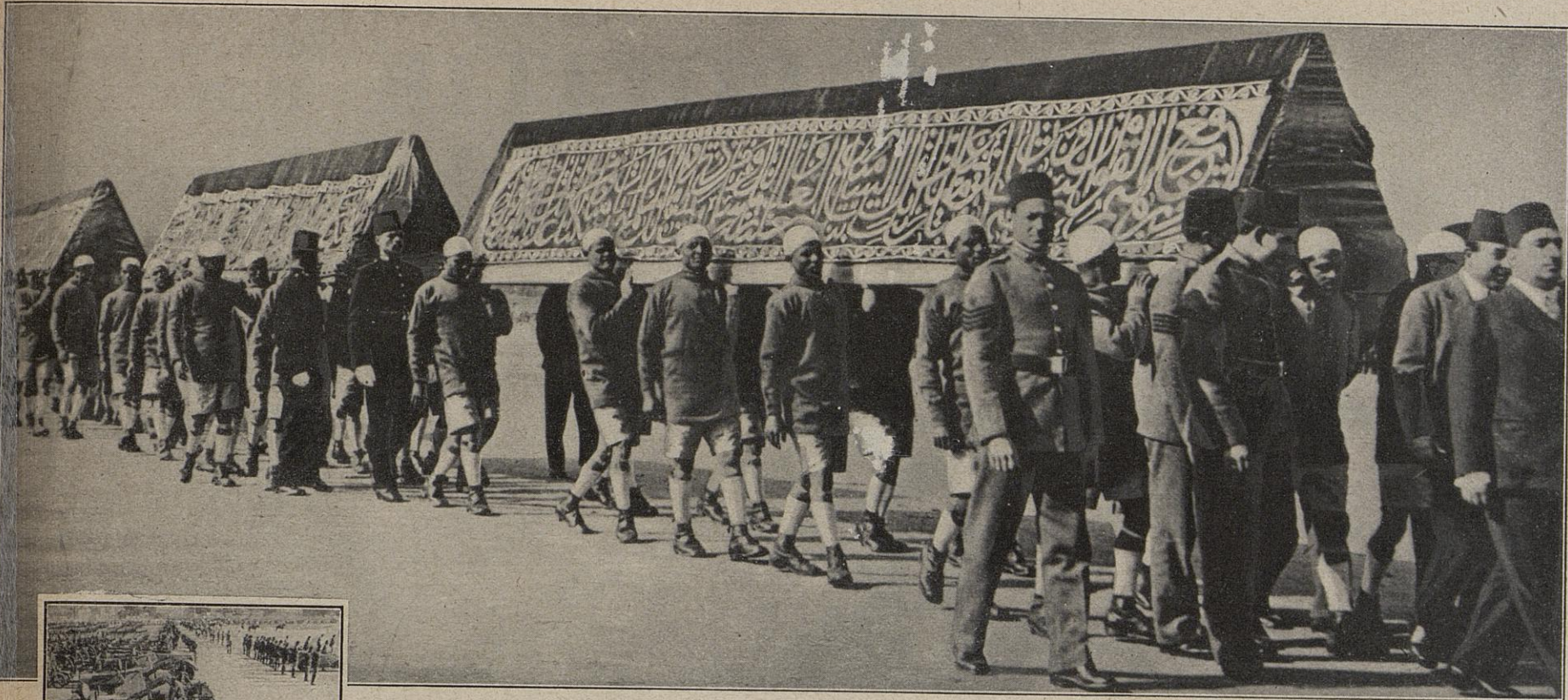
In seiner Selbstbiographie „Mein Leben“ erzählt Wilhelm von Bode die interessante Geschichte eines Bilderdiebstahls, der im Frühling 1877 in Berlin verübt wurde. Er hat große Ähnlichkeit mit dem Diebstahl von Lionardos Mona Lisa aus dem Pariser Louvre, der von 1911 bis zum Wiederauftauchen des Bildes im Jahre 1913 die ganze Welt in Atem hielt.

Jeder Besucher des Deutschen Museums in Berlin kennt die entzückende kleine „Madonna in der Kirche“ des Meisters der altflämischen Schule Jan van Eyck. Dieses Kleinod der Malerei, das 1877 noch im Alten Museum hing, wäre damals beinahe auf immer verlorengegangen. In den auf den „Gründertag“ folgenden Jahren erwählte allerlei lichtscheues Gefindel den Lustgarten zu seinem Asyl, und einige dieser Dunkelmänner besuchten ab und zu die nahegelegenen Museen, um bei guter Gelegenheit auf leichte Art etwas zu „verdienen“. Da die Bilder, auch die kleinsten, nicht an die Wand geschraubt waren, hatte ein Gauner eines Tages leichtes Spiel: er nahm die kleine Madonna des Jan van Eyck und trug sie, unter seinem Rock versteckt, unbemerkt davon. Wochenlang konnte die Museumsdirektion trotz aller Nachforschungen nichts über den Verbleib des Bildes ermitteln, schließlich gab man die Hoffnungen beinahe auf.

Da erschien ein Handwerker mit einem kleinen Bild und fragte, ob dies das durch Anschlag an den Säulen gesuchte Gemälde sei. Man ließ den Mann sofort verhaften, da der Verdacht nahelag, er sei selbst der Dieb. Er konnte sich jedoch als rechtmäßiger Käufer des Bildes ausweisen. In einer Kneipe, in der er mit Bekannten beim Bier saß — so erzählte er —, erschien ein Mann, der ein paar Bilder zum Verkauf anbot: das Madonnenbild und eine Fotografie. Da keiner der Gäste Lust zum Kauf hatte, erwarb schließlich die Schankwirtin beide Bilder für 75 Pfennig, wobei der kleine van Eyck nur mit 25 Pfennig tagiert wurde. Beim Fortgehen erstand der Handwerker das Bild um 50 Pfennig, stellte es daheim in den Schrank und dachte kaum noch daran. Erst ein Bekannter, dem er es gelegentlich gezeigt hatte, machte ihn vor der Vitafassküle darauf aufmerksam, daß die Abbildung auf dem Anschlag ja ganz seinem kleinen Bilde gleiche.

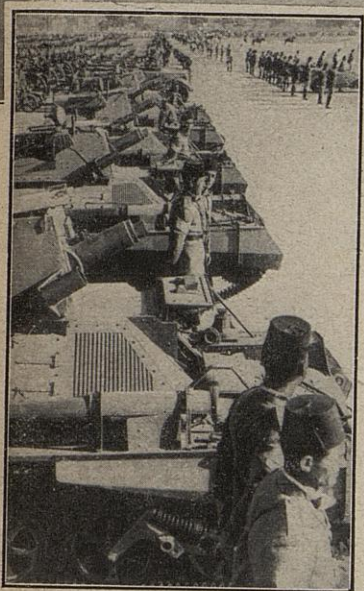
Die Galerieverwaltung war froh, so berichtet Bode weiter in seiner Selbstbiographie, gegen einen Finderlohn von 300 Mark wieder in den Besitz des kostbaren Gemäldes zu kommen, leider ohne den trefflichen, vom Künstler selbst bemalten Originalrahmen. Der Dieb, der nie entdeckt wurde, hat ihn wahrscheinlich fortgeworfen.

ein prun
in wä
geweigt
Gesicht
bundenh



Sie tragen den heiligen Teppich...

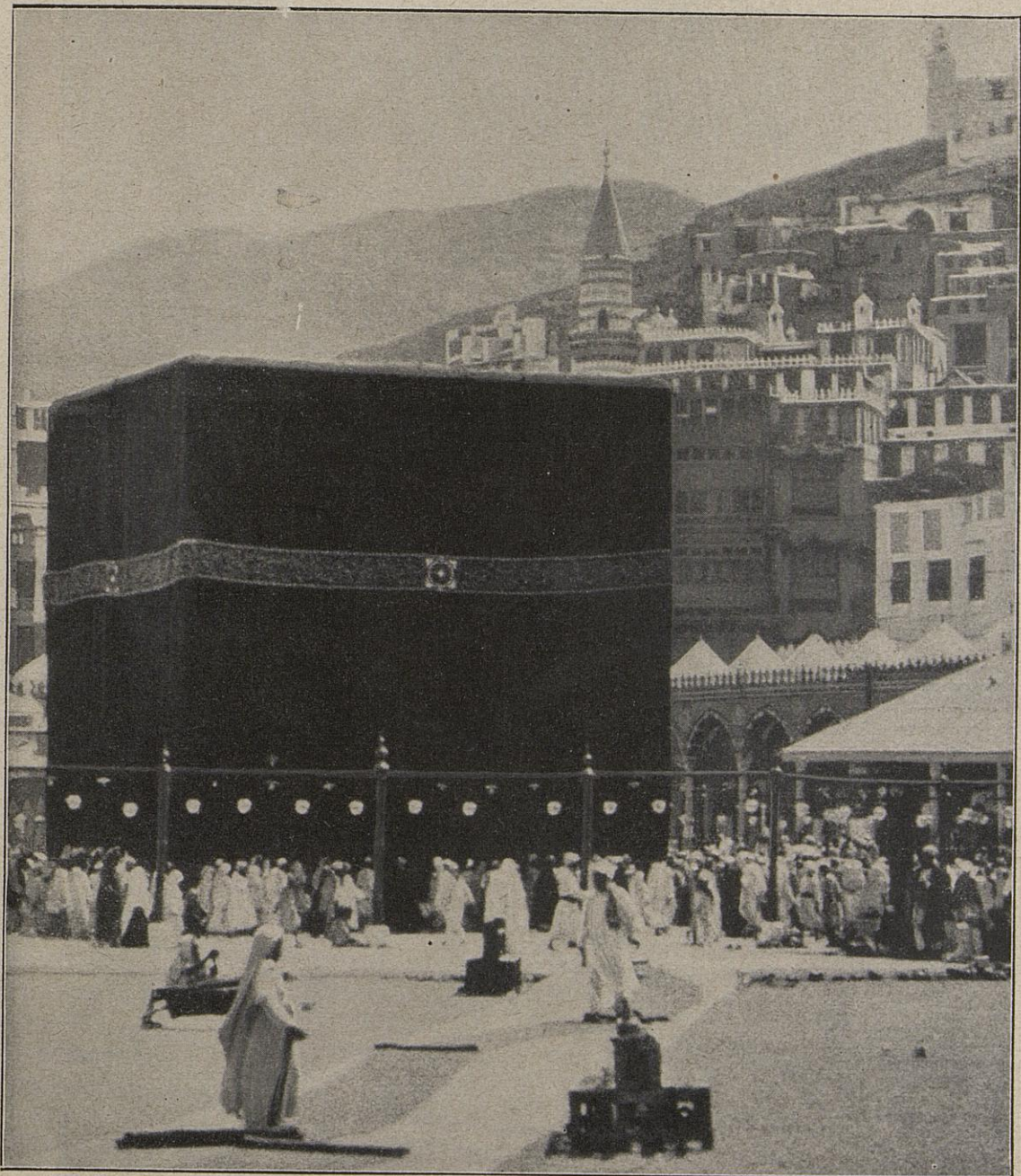
Die Kaaba in Mekka, das höchste Heiligtum des Islam, ist mit einem prächtigen goldgestickten Teppich umkleidet, dem „Kiswa“, einer Stiftung des Königs von Ägypten. Alljährlich erneuert der König von Ägypten sein Geschenk, und in feierlichem Zug, von Militär und Musikkapellen eskortiert, reist der heilige Teppich von Kairo nach Mekka. Der alte Teppich wird dann in zehntausende kleine Stüchchen geteilt, die die Pilger als Reliquie mit nach Hause nehmen.



Beim Aufbruch des Kiswa:
Truppenparade in Kairo.
Größte militärische Prachtentfaltung unterstreicht die Würde und Wichtigkeit des Augenblicks.

Der Mahmal reist nach Mekka

Weltbild (2),
Presse-Photo (1)



Wo alljährlich zehntausende von Muslimen zusammenströmen:

Die mit dem heiligen Teppich geschmückte Kaaba in Mekka.

Seit 1924 ist Mekka in der Hand der Wahabiten. Diese puritanische Sekte blickt mit Mißfallen auf jede Prachtentfaltung. 1926 kam es zwischen Wahabiten und der Esforte, die den heiligen Teppich begleitete, zu blutigen Zusammenstößen, und jahrelang unterblieb dann die Sendung des Teppichs. Im vorigen Jahre aber hat Ägyptens junger König Faruk I. den Brauch wiederaufgenommen. Aufnahme: Harald Lechenberg



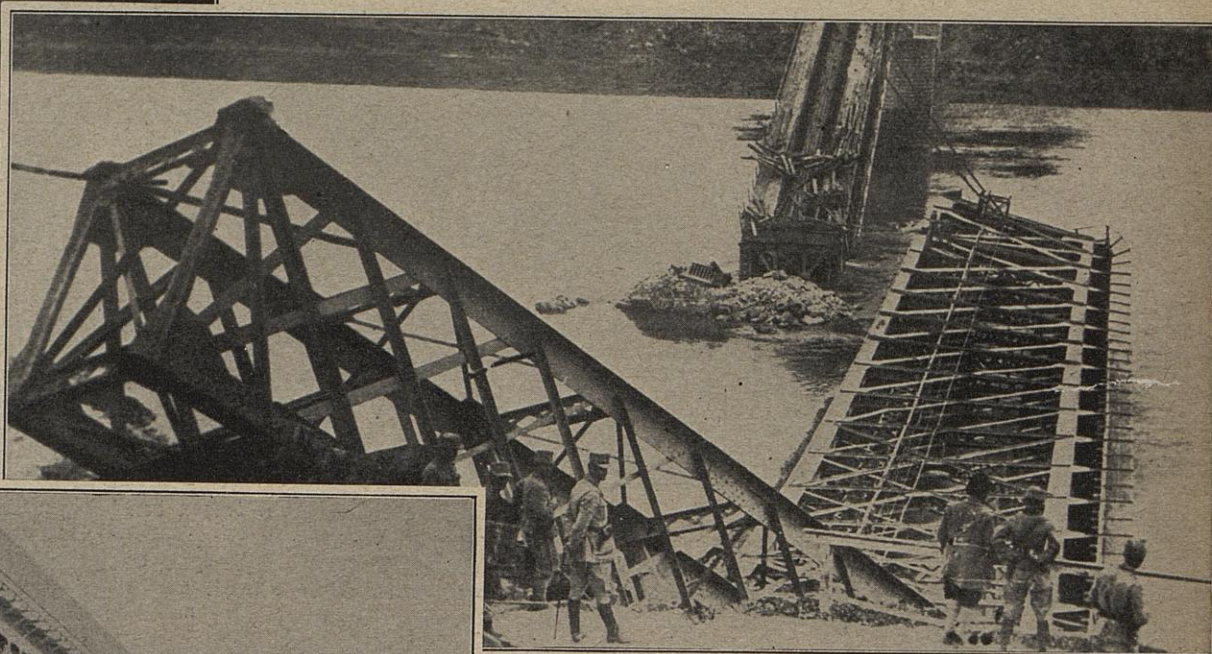
Mit dem „Kiswa“ reist der „Mahmal“, ein prunkvoller Altar. Das ägyptische Königshaus stellt ihn während der Pilgerfeste in Mekka auf, von wo er geweiht und gesegnet zurückkehrt. Noch stärker als das Geschenk des Teppichs demonstriert dieser Altar die Verbundenheit Ägyptens mit dem Islam — und seinen Anspruch auf religiöse Führung.

POLITIK um BRÜCKEN



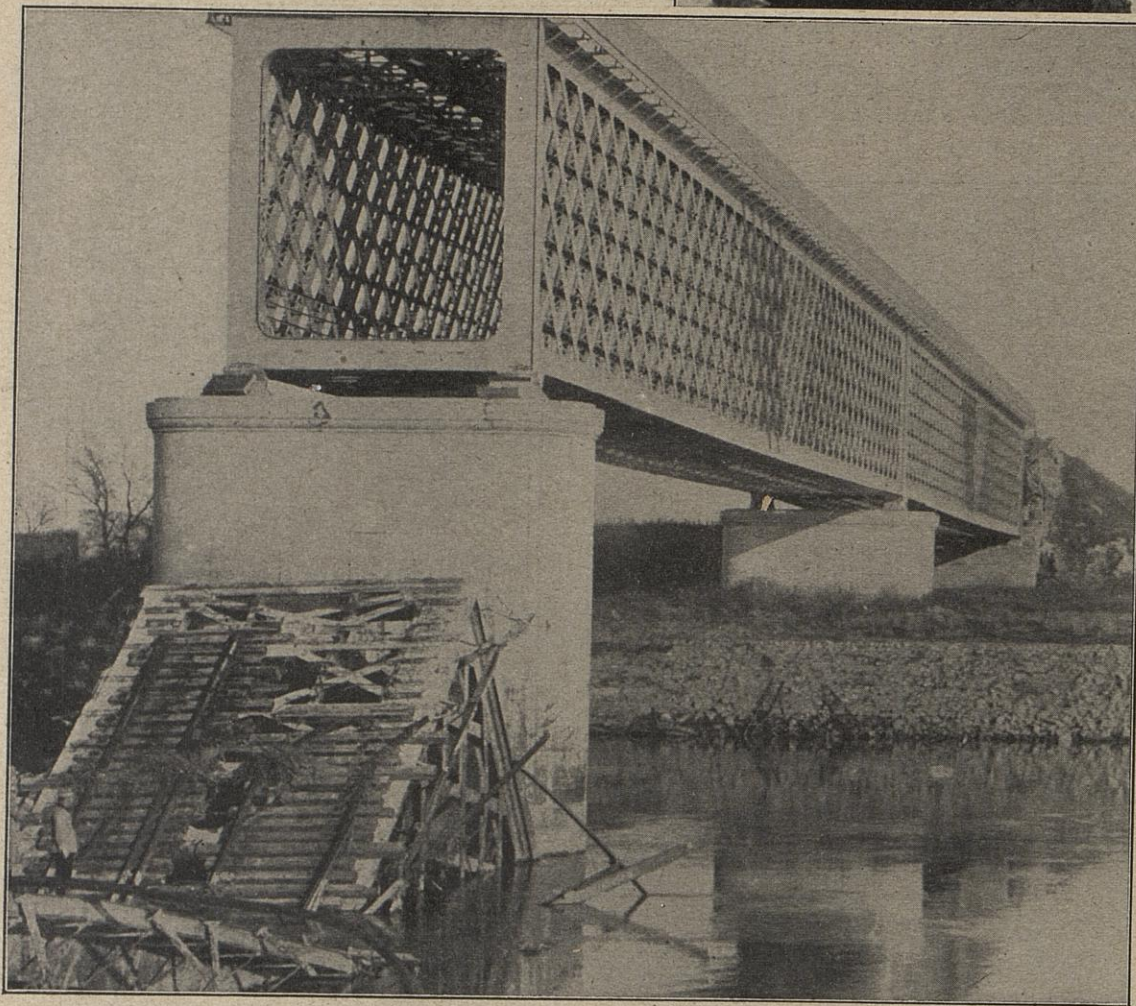
1918: Eine Brücke zwischen zwei Welten kurz vor ihrer Zerstörung.

Nach dem Weltkrieg löst sich Bessarabien vom bolschewistischen Rußland los und schließt sich Rumänien an. Der Dnjestr wird Grenzfluß, die Sowjet-Union aber erkennt den Anschluß nicht an, und so brechen die Rumänen im wahren Sinne des Wortes alle Brücken ab. Das Bild zeigt die Brücke von Otaci unmittelbar vor der Sprengung, während noch die letzten rumänischen Heimkehrer sie passieren. Der Uebergang ist schon durch eine Metallwand erschwert, vor der sowjet-russische Kommissare stehen.



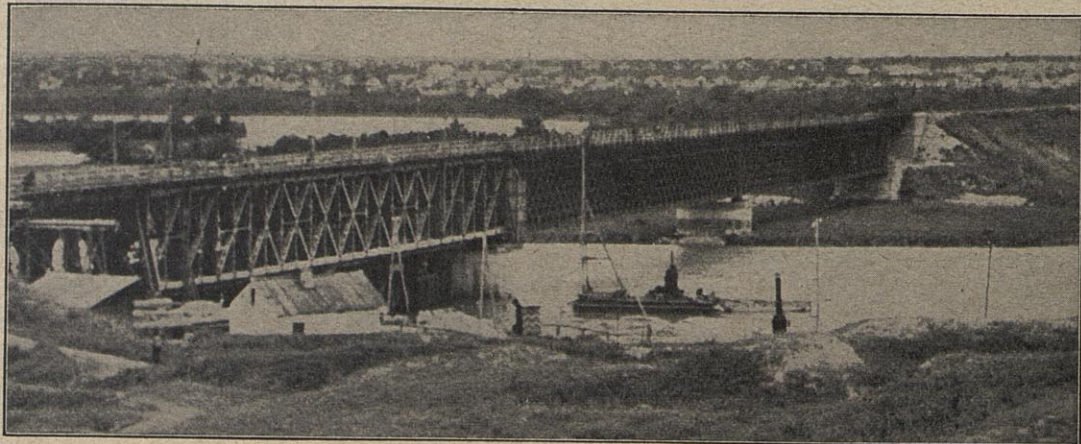
17 Jahre lag die Brücke von Otaci in Trümmern,

ein Symbol für die Unvereinbarkeit rumänischer und sowjetrussischer Politik, dann aber gelang es Sowjet-Rußland, auf die rumänische Politik Einfluß zu nehmen, und ein geschäftiger Außenminister Rumäniens ließ sich in das Pakt-System Paris-Brag-Moskau hineinlocken. Jetzt sollten auch die Brücken nach Rußland wieder erstehen. Als aber die Bolschewisten die Forderung nach einem Durchmarsch im Kriegsfall immer unverblümt erhoben, wurde man in Bukarest mißtrauisch, und jener Minister mußte gehen.



Ein Zeichen des Protestes:

Die Bolschewisten haben die ihnen gehörenden Brückenteile nie zerstört, um damit zu demonstrieren, daß sie noch immer Anspruch auf Bessarabien erheben. Sie hielten sie sogar jahrelang instand, und so konnte...



... eine einzige Brücke,

die Brücke von Tighina, in der kurzen sowjetfreundlichen Periode Rumäniens von der rumänischen Seite her wieder aufgebaut werden. Im Vordergrund der rumänische Teil, im Hintergrund der russische.

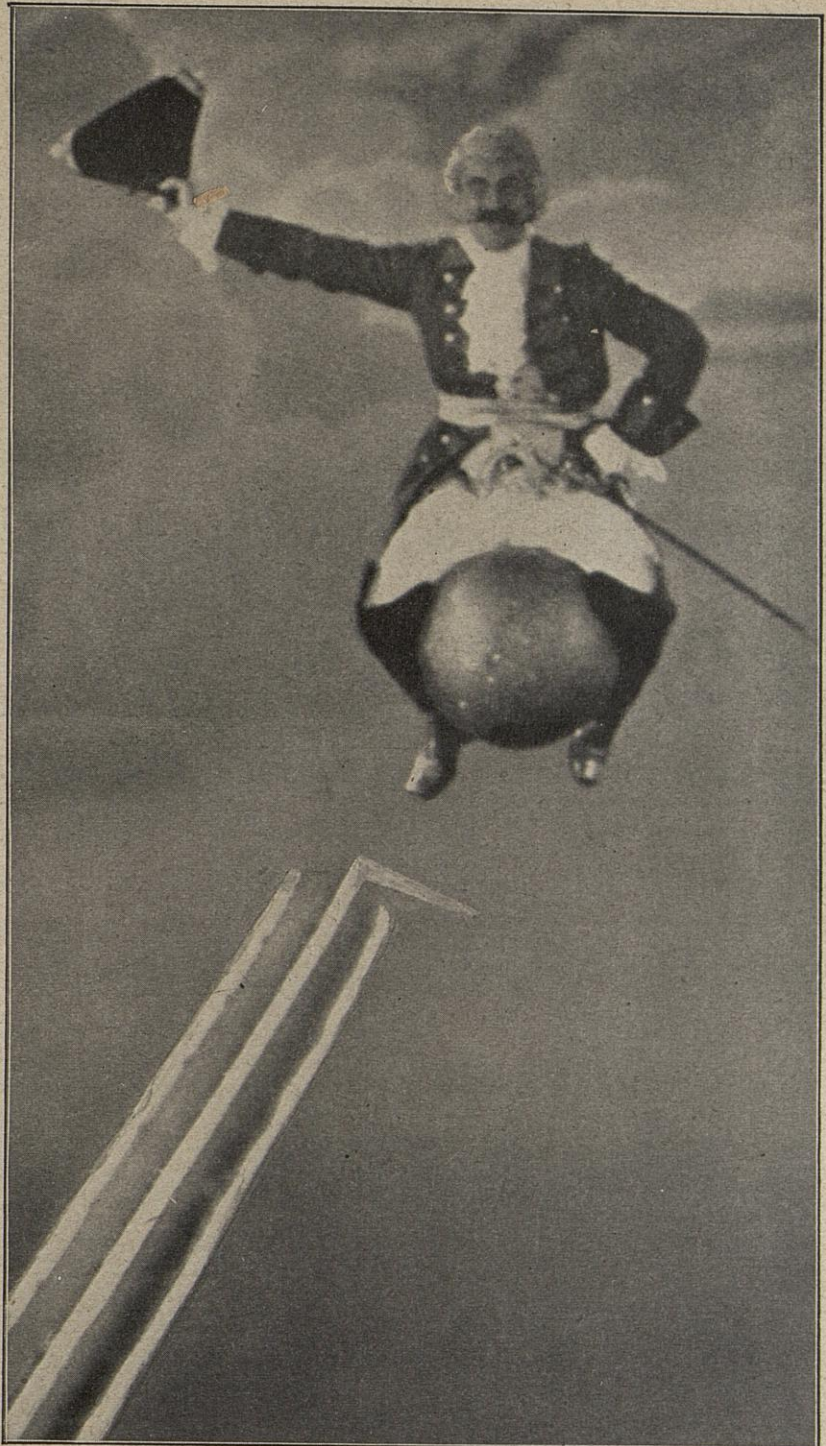


Aber die Grenze bleibt gesperrt!

Täglich verkehrt nur ein Zugpaar über die Brücke von Tighina, und selten kommen Passagiere mit. Der Grenzfluß selbst jedoch bleibt völlig abgesperrt und wird stark bewacht. Das Freibaden ist verboten, und an den Badeanstalten steht geschrieben: „Wer über die Grenze schwimmt, wird erschossen!“

Aufnahmen Utie de Vries

Sage und Märchen in neuen Filmen



Auf der Brücke vom Traum zur Wirklichkeit.

Heinrich Hoffmann (2)

Der Zerkett-Revue-Film der Tobis „Es leuchten die Sterne“ endet mit einem niegesehenen Gestaltzuge: Sage und Geschichte wandern über eine unwirklich-phantastische Brücke.

Paris reicht der schönen Aphrodite den goldenen Apfel.

Auf der Kanonenkugel... erscheint Münchhausen.



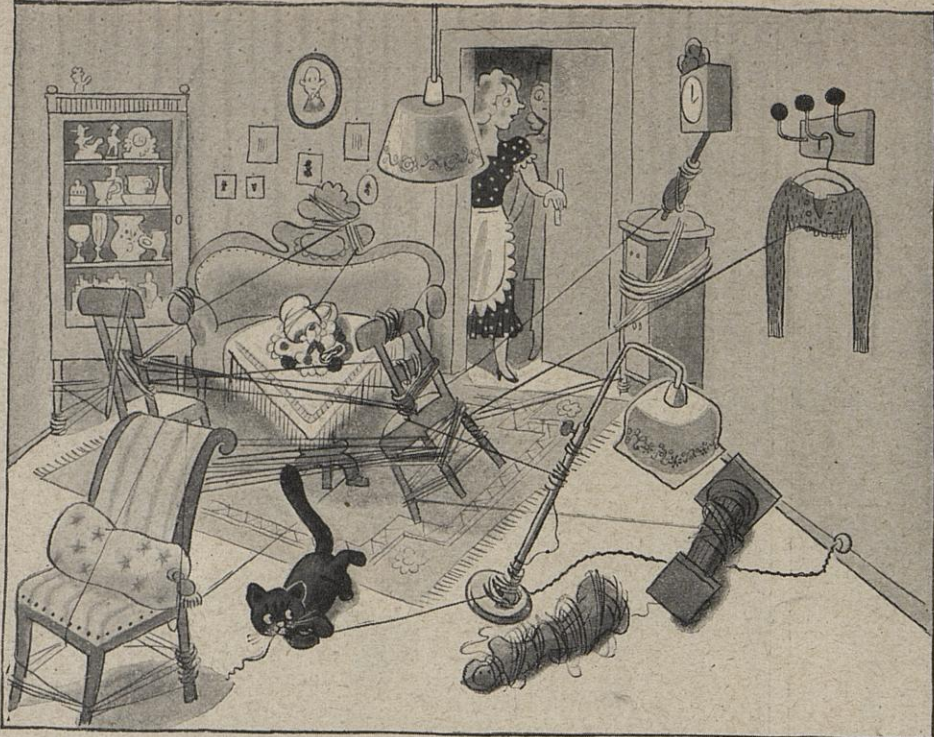
Ein schwieriger Hauptdarsteller.

In dem Rotkäppchen-Film der Tobis, den Fritz Genschow dreht, „spielt“ ein Schäferhund die Rolle des bösen Wolfs. Sehr wohlgezogen läßt er sich als Großmutter ins Bett legen



— aber dann wird es ihm zu langweilig, und er beschließt, nicht mehr mitzuspielen und lieber auf eigene Pfote Zeitvertreib zu suchen. Tobis-Degeto-(Quick) (2)

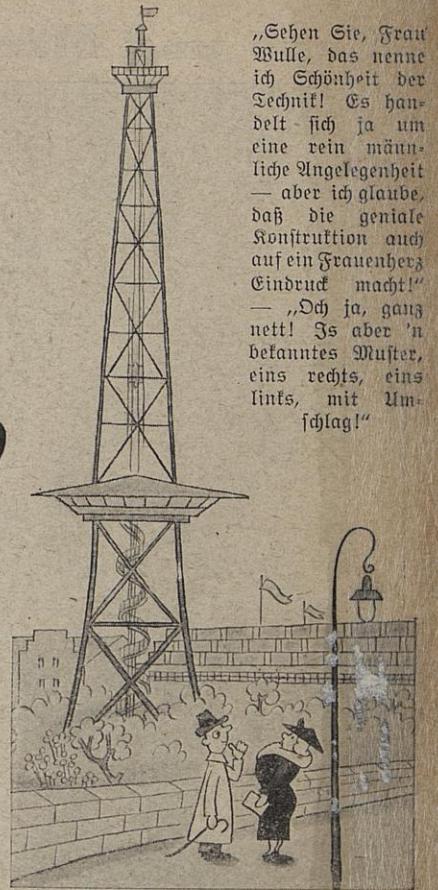
Dem Wolf wird die Zeit zu lang!



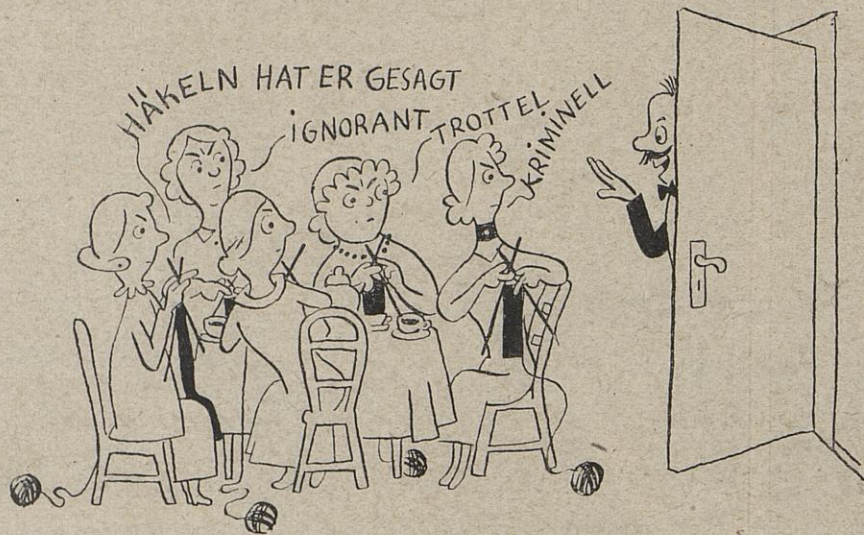
„Komm rein, Amanda — ich muß dir unbedingt mein neues Strickmodell zeigen!“

Be- strickende Frauen

Zeichnungen
von
F. Erich



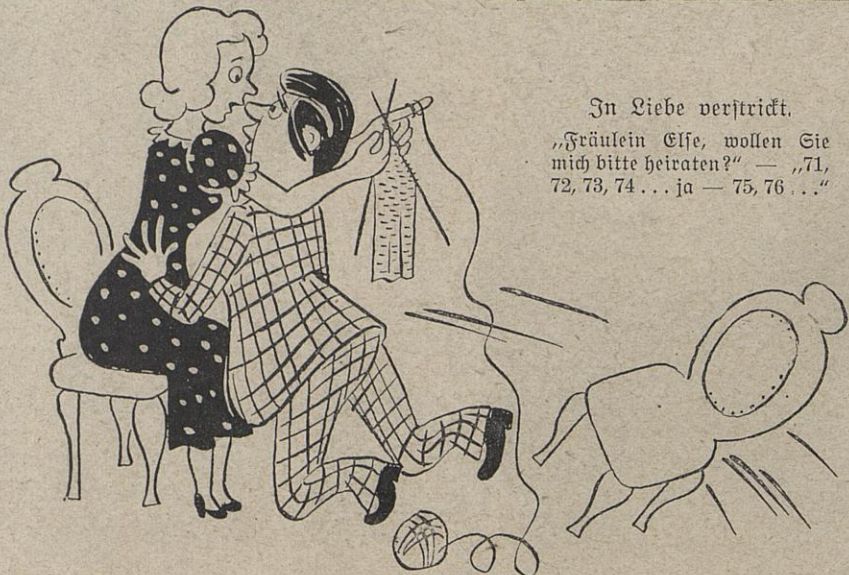
„Sehen Sie, Frau Wulle, das nenne ich Schönheit der Technik! Es handelt sich ja um eine rein männliche Angelegenheit — aber ich glaube, daß die geniale Konstruktion auch auf ein Frauenherz Eindruck macht!“
— „Och ja, ganz nett! Es aber 'n bekanntes Muster, eins rechts, eins links, mit Um-schlag!“



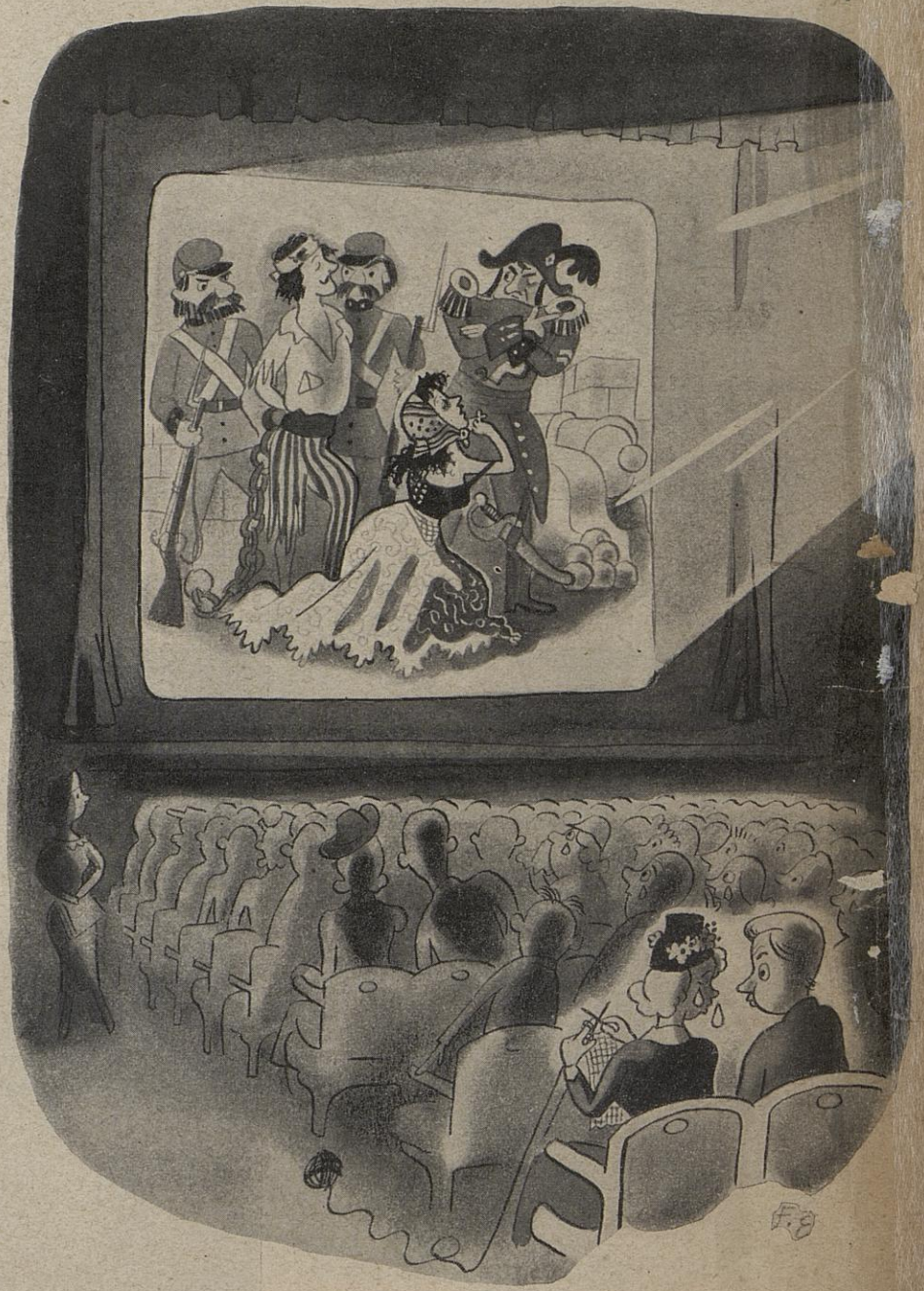
HÄKELN HAT ER GESAGT
IGNORANT TROTTEL
KRIMINELL

Tödlische Beleidigung.
„Lassen Sie sich bitte nicht stören, meine Damen — häkeln Sie ruhig weiter!“

Das Opfer.
„Wie Sie meinen Mann da sehen, liebe Freundinnen, von Kopf bis Fuß, alles — alles selbst gestrickt!“



In Liebe verstrickt.
„Fräulein Elsie, wollen Sie mich bitte heiraten?“ — „71, 72, 73, 74... ja — 75, 76...“



„Wisch mir doch mal mit deinem Taschentuch die Tränen ab — ich kann's jetzt nicht, sonst fällt mir die Masche runter!“

Hauptredakteur: Harald Lechner, Berlin; Vertreter des Hauptredakteurs: Dr. Ewald Büßen, Berlin-Lantheim. — Die „Berliner Illustrierte Zeitung“ erscheint wöchentlich einmal. Überall erhältlich, ferner zu beziehen durch alle Buch- und Zeitschriftenhandlungen und jede Postanstalt. — Verantwortlich für den Inhalt: Max Pflüger, Wien IV, für Herausgabe: Deutscher Verlag, Vertriebsstelle Wien Ges. m. b. H., Wien I, Rosenburgenstraße 8. Jedes Heft 40 Groschen. — D. A. IV. P. 1937: über 1 175 000. — Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 4 vom 1. 8. 35. — Anzeigenleiter: Herbert Hodorff, Berlin-Steglitz; verantwortlich für den Inhalt der Anzeigen: Arno Sauer, Berlin-Dahlem. — Unverlangte Einwendungen können nur zurückgeschickt werden, wenn Porto beiliegt. — Verlag und Druck: Deutscher Verlag, Berlin SW 68, Kochstraße 22-26. Jahres-Abonnementspreis für U.S.A. einschl. Porto RM. 18,20. B e f k Registro argentino Nr. 032 240. — Printed in Germany. — Entered as second class matter Postoffice New York N. Y.